

Er erscheint in 18 Hefen à 50 kr. ö. W. (für Oesterreich-Ungarn) = 90 Pfennige (für Deutschland).
Für alle anderen Länder erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portofuschlag.



Wilhelm Tell.

Humoreske von Seneca.

In dem Schaukasten des Hofphotographen L. hängt das große Portrait des Hofschauspielers Wartenburg im Kostüme des Wilhelm Tell. Er ist abgebildet, wie er nach dem Monolog des vierten Actes bereit steht, mit hoch-erhobener Armbrust den Geflügel zu erschließen. Wartenburg ist

ein schöner Mann von hoher Gestalt, sieht aus wie ein Urgermane mit blonden Haaren und blauen Augen. Sein Portrait ist in vielen Salons, das Original in vielen Schlafgemächern schöner Frauen bekannt.

Vor dem Schaukasten des Photographen stand eines Ta-

ges der Bankier Samuel Lewin mit seiner Frau Rachel; er ein kleiner, dicker Mann mit einer Glase, welche von krausem, schwarzem Haar umrahmt war, Rachel eine Frau in den besten Jahren mit dunkeln, blizenden Augen, dichtem, blau-schwarzem Haar und einer schlanken, üppigen Figur. Sie waren bereits drei Jahre verheirathet, ohne daß die Ehe mit Sprößlingen gesegnet war, was namentlich den guten Lewin sehr betrückte.

„Wer ist das?“ fragte Rachel, während es in ihren Augen seltsam schimmerte.

„Das ist der Hoffchauspieler Wartenburg, mein Leben, als Wilhelm Tell.“

„Wie kommt es, daß er noch nicht auf unseren Soireen gewesen ist? Bei uns findet sich doch die halbe Schauspielerwelt zusammen.“

„Er ist erst vor wenigen Wochen engagirt, aber er scheint zu gefallen.“

„Weshalb sollte er auch nicht gefallen?“ murmelte Rachel in sich hinein, und laut fügte sie hinzu: „Du mußt ihn einladen, Samuel, gerade die jüngeren Talente müssen wir beschützen.“

„Hat sich viel zu beschützen,“ sagte der Bankier, „sie reißen sich um ihn. Wer weiß, ob er überhaupt eine Einladung annehmen wird. Aber ich kann ihn ja einladen.“

Samuel Lewin hatte Recht. Auf seine Einladung erfolgte umgehend eine höfliche Ablehnung von Seiten des Eingeladenen. Rachel verzog ein wenig den Mund, blieb aber still. Wenn nicht, dann nicht!

Wenige Tage später saß Wartenburg in seinem Zimmer, eine Rolle memorirend, als schüchtern an seine Thüre geklopft wurde.

„Herein!“

Keine Antwort.

Wartenburg öffnete die Thüre und sah eine tiefverschleierte Dame. Er nöthigte sie natürlich einzutreten. Sie trat ein und schlug den Schleier zurück.

„Mein Mann, der Bankier Lewin,“ sagte sie schüchtern, „hat Sie neulich zu einer Soiree eingeladen, und Sie sind nicht gekommen — das hat mir sehr leid gethan, nun komme ich selbst, Sie einzuladen.“

O! o! Wenn er gewußt hätte, daß die Gastgeberin eine so schöne und lebenswürdige Dame sei, würde er gewiß nicht gezögert haben.

„Aber nicht deshalb allein bin ich gekommen; ich möchte Ihnen auch etwas anvertrauen; denn als ich Ihr Portrait im Schaukasten des Hofphotographen L. sah, sagte ich ein seltsames Zutrauen zu Ihnen —“

Er wäre sehr dankbar dafür. Ob sie vielleicht gestatte, daß er die Thüre abschließe, denn es könnten unberufene Lauscher — Sie nickte erröthend.

„Ich fühle mich nicht glücklich. Mein Mann ist fast zwanzig Jahre älter als ich. Dazu kommt, daß unsere Ehe kinderlos ist —“

Er hatte ihre Hand ergriffen und drückte sie zärtlich. Ja, als sie ihre Klagen fortsetzte, hatte sie nichts dagegen, daß er, von Mitleid mit ihrem Unglück ergriffen, sie umfaßte und ihr einen Kuß auf die vollen Lippen drückte. Dann erhob sie sich

plötzlich und, unruhig hin- und hergehend fragte sie, ob auch Niemand kommen könne. Unmöglich, versicherte er. Darauf setzte sie sich nicht wieder auf den Sessel, sondern in der Zerstreuung auf die Chaiselongue, und — — — — —

Und als die Zeit erfüllet ward, genas Frau Rachel Lewin eines munteren Knäbleins, und ob dieses Ereignisses herrschte im Hause des Bankiers eitel Freude, um so mehr, als das Ereigniß ganz unerwartet eintrat. Und Samuel Lewin stand an der Wiege des Kleinen, und Rachel beobachtete, wie seine Freude durch einen nachdenklichen Zug gemildert wurde.

„Rachel,“ begann er endlich, „daß das Kind aber Keinem von uns Beiden ähnlich ist —“

Sie konnte es auch nicht begreifen. Das Kind war blond, ganz blond und hatte schöne blaue Augen. Plötzlich durchzuckte ein Lichtstrahl das Gehirn des Bankiers.

„Weißt Du, wem das Kind ähnlich ist? Dem Hoffchauspieler Wartenburg.“

„Möglich ist es — ich glaube, ich hab' mich verseh'n, weil ich so oft vor dem Schaukasten des Photographen stehen blieb.“

„Ja, anders ist es nicht möglich,“ meinte Samuel nachdenklich, „der Wartenburg ist ja nie zu uns gekommen — aber weißt Du, Rachel, was mich wundert — wenn das Kind der Photographie wegen so aussieht — daß es ohne Armbrust auf die Welt gekommen ist.“

Ein- und Ausfälle.

Frauen merken sich stets am besten den ersten und letzten Liebhaber.

*

Das Glück bleibt uns mehr schuldig, als selbst der reichste Gläubiger vertragen kann.

Don Jago.

*

Für die Wunden, die dir die Liebe schlug, giebt es nur einen Balsam — die Liebe.

*

Die Frau ist die Krone der Schöpfung, darum will sie auch — das Scepter führen.

*

Die tausend feinen Fäden der Coquetterie, mit denen ein schönes Weib die Männer umgarnt, verwandeln sich leicht in eiserne Fesseln.

*

Es ist oft leichter ein Königreich, als — eine Frau zu regieren.

*

Die Liebe ist eine Sphinx, die diejenigen, die ihre Räthsel nicht lösen können, unbarmherzig vernichtet.

G. v. Schulpe.

*

Ein Mann überlegt, bevor er spricht, eine Frau, bevor sie schweigt.

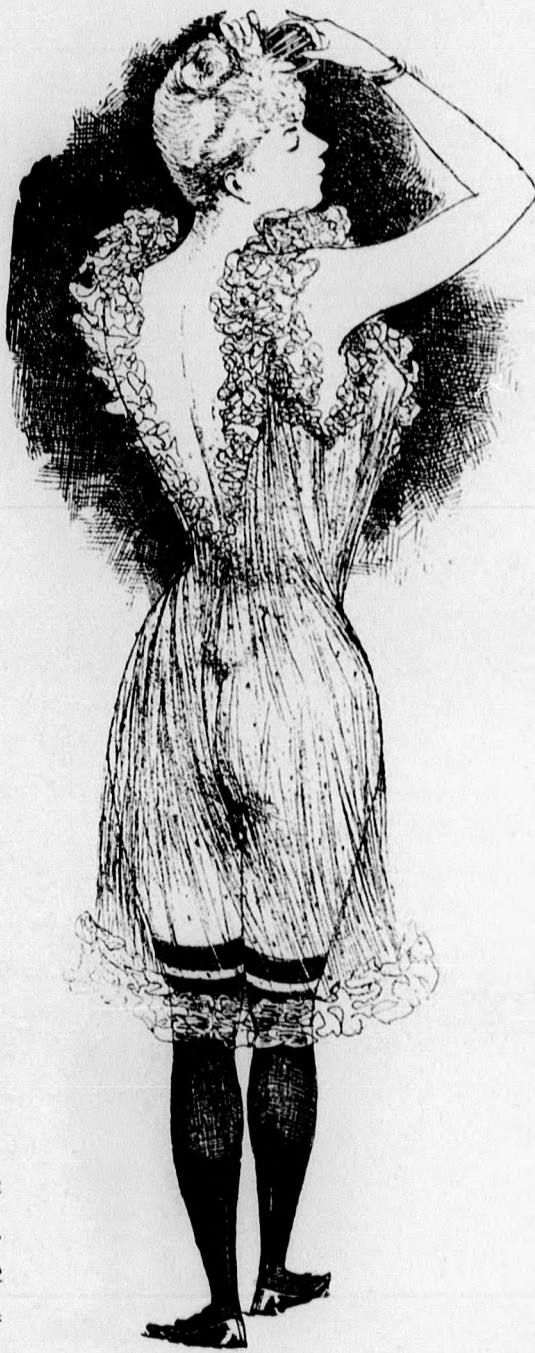
Germain d'Ange.

Für nichts.

— Erzählung von Catulle Mendès. —

I.

Geschah es wirklich, um Güte zu zeigen, daß der kleine Bäckfisch in dem ärmlichen Kleidchen (von den Kameradinen in der Werkstätte wurde sie Fichette Lustig genannt) eines Tages, dank der Vorschubleistung eines Stubenkätzchens, in das Schlafzimmer eintrat, wo in einem Schimmer von Sonnenschein und Spigen die prunkliebende Ange Laclos soeben erwacht war? Keineswegs. Dieses junge Ding, das schon lange vor seiner Reise von einer vorurtheilslosen Familie für die Prostitution bestimmt war, und in dem Laden einer Modistin in Verwendung stehend, von diesem nutzbringenden und gefährlichen Gewerbe bisher nur die unzulänglich entlohn-ten Berrichtungen kannte, fühlte — arm und unbedeutend wie sie war — die berechnigte Neugierde, eines ihrer reichen und berühmten Vorbilder in der Nähe zu sehen und zu bewundern. Kaum war die Thüre aufgegangen, als sie verblüfft ihren Karton zu Boden fallen ließ, so sehr überstieg Dasjenige, was sie sah, das Ideal von Luxus und Eleganz, welches sie in ihren kühnsten Träumen sich gemacht hatte. Stoffe, von welchen ein einziger Meter — selbst bei gerichtlichen Versteigerungen gekauft — hingereicht hätte, um dafür zwanzig Meter Satin oder Seiden-Peluche zu kaufen, bedeckten die Wände, schimmernd von Stickereien und Perlen. Statuetten von Silber, Figürchen von Jade mit Augen von Edelsteinen bedeckten den Kaminsims; es gab da Tischchen von Tamarindenholz mit inkrustirten Platina-Verzierungen, Gueridons von Malachit und eine kolossale Stagère von Eichenholz, mit durchbrochener Arbeit, auf vier bronzenen Drachen ruhend, die sich zu einem einzigen ungeheuerlichen goldenen Kopfe vereinigten.



Ange Laclos war augenscheinlich geschmeichelt von der Bewunderung, welche die junge Besucherin nicht verhehlte, und da sie alsbald errieth, wer und was die Kleine sei, sagte sie, einen Schildpatkanam mit Karfunkelnöpfen in das rothe, schütterere und kurze Haupthaar steckend:

— Ach, was Du da siehst, ist nichts! Warte ein wenig.

Und sie hüpfte vom Bette. Das durchsichtige Hemd war von englischen Spigen, mit grünen Schleifen an den Schultern, die von rosafarbenen Korallen-Agrafen zusammengehalten waren; ihre zu kurzen und zu dicken Füße mit allzu kurzen Nägeln und durch die Grausamkeit der modernen Schuhmacher eingekrümmten Zehen schlüpfen in Pantöffelchen von Goldbrokat. Dann eilte sie zu einem großen Schreine, der zwischen

den zwei Fenstern stand und öffnete denselben, nicht ohne ein vielfaches Knirschen von Schlössern und Riegeln. Und nun sah man auf Brettchen und in Schubfächern glänzen und schimmern, wie in den Schaukästen der Juweliere und Geldwechsler, eine schwere Menge von Perlen, Diamanten, Armbändern, Uhren, Ringen, Ohrgehängen, Goldrollen neben dicken Bündeln von Banknoten, Rententitres und Eisenbahn-Aktien.

— Nun? fragte Ange Laclos.

— Ach! stammelte die kleine Modistin Fichette Lustig.

Und sie sank instinktiv in die Kniee und streckte wie in andächtiger Anbetung die Hände nach all' den Schätzen aus.

Doch nach einer Weile des Nachdenkens nickte sie mit dem Köpfcchen und sagte, gleichsam laut denkend:

— Sie müssen gar sehr ermüdet sein?

— Ich?

— Mein Gott, ja! Es ist doch unmöglich, daß ein einziger Mann einer Frau so viele Kostbarkeiten, Gold und Werthpapiere gebe? Zwei, drei, vier Freunde, und wenn sie noch so reich wären, würden kaum genügen, um so viele Geschenke zu machen.

— Das ist sicher! sagte Ange Laclos, indem sie sich wieder ins Bett legte.

— Nun denn, fuhr Fichette Lustig fort, da heutzutage die Männer — die jungen wie die alten — sehr anspruchsvoll sind, (ich weiß davon zu erzählen) müssen Sie am Ende der Woche ordentlich erschöpft sein.

Ange Laclos hielt sich die Seiten vor Lachen.

— Ach, ist die Kleine blöd! Erschöpft! Wovon sollte ich denn erschöpft sein?

Auf dem Bettrande sitzend, die Hände vor den Knieen kreuzend und noch immer laut lachend fuhr sie fort:

— Weißt Du, was ich mache, um Aldies zu erwerben, was Du gesehen hast? und noch mehr, das ich in sicheren Hypotheken liegen habe? und das Geld, um Wagen und Dienerschaft zu halten? weißt Du, was ich thue?

— O ja, ich weiß es, erwiderte die Kleine, sich zutraulich setzend.

— Und ich sage Dir, daß Du dumm bist; denn ich thue nichts dafür, nicht das Geringste, nicht Das!

II.

Ange Laclos legte ihre Strumpfbänder an und fuhr fort:

— Ja, die Anfängerinnen, die Kleinen Deines Schlages müssen sich rackern, bis sie nimmer weiter können. Das ist

wahr. Ich erinnere mich dessen, auch mir ist's so ergangen, als ich noch jung, hübsch und — dumm war. Man kommt kaum zu Athem von wegen der Vorübergehenden, der Erstbesten, der mittellosen Leute, die sich Das nicht alle Tage gönnen dürfen, die für ihr Geld etwas haben wollen, die sich von einem Zahnfrankenstück noch etwas herausgeben lassen wollen, wenn man „nicht genug artig“ gewesen. Die armen Teufel wollen sich nichts vormachen lassen; für ihr Geld wollen sie sich sättigen. Ja, ja, ich erinnere mich dessen. Aber wir Frauen vom „Chic“, wenn unser Ruf, daß wir in der Mode sind, einmal fest begründet ist, geben uns keine Mühe, dafür büрге ich Dir. Ich schlafe jede Nacht allein. Doch, doch, wie ich Dir sage, Kleine: jede Nacht! Du staunst? Du wirst mich sogleich verstehen.

In ein Peignoir von prächtigem Seidenstoff gehüllt ging jetzt Ange Laclos in das anstoßende Toilette-Zimmer, wo auf einer Platte von rosafarbenem Marmor silberne Waschgeräthe standen. Die Thüre war offen geblieben und Ange fuhr mit lauterer Stimme fort:

— Weißt Du, was für Männer mich und Meinesgleichen besuchen? Leute, die so wenig an Liebe denken, wie ich an den Tugendpreis. Unter den älteren Herren gibt es Deputirte, Senatoren. Diese kümmern sich um Politik; sie wollen Minister werden, oder Andere hindern, es zu werden. Wenn Du glaubst, daß sie daran denken, es an Respekt gegen uns fehlen zu lassen, bist Du sehr im Irrthum. Ein Kuß auf die Stirne — weiter gehen sie nicht; höchstens noch einige Späße, wobei sie an ganz andere Dinge denken; mit einigen drolligen, etwas schmutzigen Redensarten, mit deren Wiedererzählung sie sich den Schein geben, als hätten sie bei uns den „verfluchten Kerl“ gespielt, sind wir quitt gegen sie. Die Generale, eine gute Kundschaft seit einiger Zeit, sind auch nicht viel gefährlicher. Denn wenn sie sich auf Thorheiten einlassen wollten, könnten sie am folgenden Tage nicht zu Pferde steigen. Ich weiß ein sehr gutes Mittel, die Alten Geld „schwizen“ zu lassen. Nachdem ich — scheinbar zufällig und ohne Absicht — vor Demjenigen, der gerade „vom Tage“ ist, von der Schneiderrechnung gesprochen habe, (viertausendsiebenhundertzweiundachtzig Francs und einige Centimes) näherte ich mich ihm, thue recht artig und vertraulich, mache gewisse Augen, die sehr viel sagen, ohne an etwas zu denken, wende mich zur Chaiselongue, winde mich in meinem Peignoir, als könnte ich's vor Begierde nimmer aushalten. Dadurch jage ich dem Verehrer eine solche Hölleangst ein, daß er (so schwer es ihm auch fällt) mir sogleich das Geld gibt, nur um nicht verpflichtet zu sein, es mich „verdienen“ zu lassen.

Ange Laclos kam jetzt in ihr Schlafzimmer zurück.

— Verstehst Du, die Nägel zu putzen, Kleine? fragte sie.

— Gewiß, erwiderte Fichette Lustig.

— Nun denn, nimm dort Scheere und Bürste und setze Dich auf ein Tabouret.

Als die Kleine ans Werk gegangen war, fuhr die Courtisane fort:

— Ich weiß wohl, was Du Dir denkst. „Ach ja, bei den Alten ist's natürlich; diese haben guten Grund zu verlangen, daß man sie in Ruhe lasse. Aber die Jungen!“ Du bist einfältig. Ich möchte heutzutage gerne Einen sehen, der jung ist.

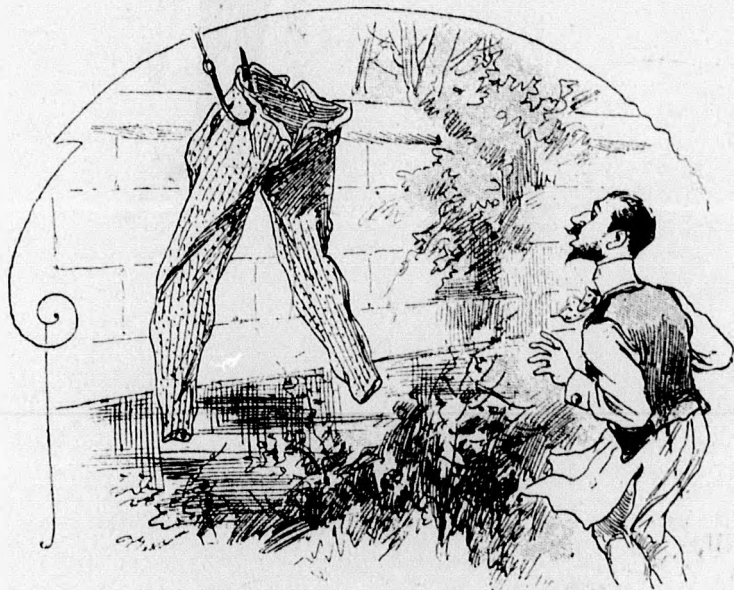
Nun ja: die armen Teufel, die kein Heim haben oder in möblirten Zimmern hausen, die Bohèmes, die kleinen Beamten, die nach Allem verlangen, weil sie Alles entbehren, die sich auf ein Weib stürzen würden, wie sie bereit wären, einen Schinken zu stehlen; kurz: Deine Kundschaften, Kleine. O, diese sind jung; ich will es nicht leugnen und nicht gerne möchte ich ihnen des Abends in einem Walde begegnen. Aber die jungen Leute, die zu mir und Meinesgleichen kommen — hör' mir auf davon! Ich habe gehört, daß weiland Methusalem seit langer, langer Zeit volljährig war, als er sich entschloß, die Waffen zu strecken. Nun denn, ich glaube, daß er mit neunhundertneunundsechzig Jahren noch ganz anders stramm war, als unsere kleinen Clubmen, die sich stellen, als tränken sie Burgunder, während sie ihn in Wirklichkeit unter den Tisch schütten, und vorgeben, eine Wasserkur zu halten, was sie aber nicht thun, weil das Wasser zu kalt ist. Zer Schlagene Hampelmännchen sind sie, nichts weiter! Glaubst Du, daß die Jahrmachts-Herkulesse und die Stierkämpfer vom Winter-Zirkus bei uns „Horizontalen“ ebenso wie bei den Damen von Welt so große Erfolge hätten, wenn es unter den Männern der besseren Klassen wirkliche Männer gäbe, die nicht mit 30 Jahren Greise sind? Oh, mit unseren jungen Leuten erschöpft man sich nicht, das beschwöre ich Dir. Wenn sie nur den Anschein haben, täglich einen Spazierritt zu machen, (was sie lieber durch ihre Stallknechte besorgen lassen) wenn sie in den theuersten Restaurants essen, sich kleiden wie die Londoner Modepuppen und sich für ein Halbweltdämchen ruiniren, das durch die Zeitungen in die Mode gebracht worden: kümmern sie sich wenig um alles Uebrige; und sie schlafen nicht bei uns, weil wir am Morgen sehen könnten, wie sie husten und speien, gleich alten Offizieren im Ruhestande, die an ewiger Verschleimung laboriren. Diese Kleinen, mein Kind, sind unsere Vorsehung und unsere Sicherheit; wir haben nicht zu befürchten, daß sie uns des Nachts stören, selbst wenn sie das Recht dazu erkaufte haben; wenn wir sie nur vor den Kellnern der Maison d'or duzen, sind sie schon zufrieden.

Fichette Lustig hatte, aufmerksam zuhörend, mit großer Sorgfalt und Geschicklichkeit die Nägel der Courtisane zurecht gemacht, und wandte sich jetzt an Ange Laclos mit der Frage:

— Wenn nun aber alle diese Männer Sie nicht lieben, — die jungen ebensowenig wie die alten — warum geben sie Ihnen all' das Geld, diese Möbel, diese Kostbarkeiten?

— Weil sie dumm sind! Weil es nun einmal „chic“ ist, eine Maitresse zu haben, die eine prächtige Wohnung, ein elegantes Gespann besitzt, reich gekleidet ist und eine zahlreiche Dienerschaft besoldet, endlich, weil sie bei uns nicht genöthigt sind, Beweise ihrer Liebe zu liefern. Wenn sie uns besuchen, möchten sie am liebsten gleich wieder weggehen. Und Das trifft sich gut, denn wir wünschen unsererseits, daß sie gar nicht kämen, ihr Wunsch, mit uns nicht allein zu sein, begegnet unserem Verlangen, allein zu bleiben. Unsere Langeweile kommt ihrer Schwäche auf halbem Wege entgegen. Wir sagen ihnen: „Nein, heute nicht, ich fühle mich ein wenig ermüdet“ — in demselben Augenblicke, wo sie im Begriffe waren, uns zu sagen: „Ich gehe bald wieder, liebe Kleine, weil ich morgen frühzeitig aufstehen muß.“ Und da sie mit dieser Einrichtung der

Dinge sehr zufrieden sind, geben sie ihr letztes Tausendfrancs-Billet dafür her, daß wir thun, als wären wir ihre Maitressen, während wir es in Wirklichkeit nicht sind. Dies schmeichelt ihnen und schont sie zugleich. Wir aber sammeln Renten dabei. Und so kannst Du sehen: Wären nicht die Mühen des Anfangs, so wäre es gar nicht unmöglich, daß eine Frau, die berühmt ist wegen ihrer dreitausend Abenteuer, die in ihrem eigenen Palaste wohnt, zwanzig Liebhaber hat und jeden Abend mit Millionären speist, ebenso jungfräulich sei, als irgend eine kleine Gänsehirtin in einem weltverlorenen Dorfe der Pyrenäen. Eine Dirne zu sein ist heutzutage auch eine Art, ehrbar zu sein.



Die fliegende Hose.

Von Armand Silvestre.

I.

Die alte Mauer des Herrenschlosses, obgleich von vielhundert-jährigem Moose überwuchert, stand noch fest und stieg bis zu dem Flüßchen herab, welches noch immer, wie ehemals, den Fuß der Mauer bespült hätte, wenn sich nicht im Laufe der Zeiten ein schmaler Streif grasbewachsener Böschung zwischen dem Wasser und der Mauer gebildet hätte. Ein niedriger Ausgang mit wurmstichigen Thürflügeln und rostigen Angeln, welcher auf diesen, am Fuße der Mauer sich hinziehenden Pfad mündete, führte über eine, aus wackeligen Steinen bestehende Schneckenstiege zu der schönen Linden-Allee, welche das verfallene Schloß beherrschte. Auf der andern Seite war nichts mehr übrig von dem ehemaligen furchtbaren Horste der Bézensac; dort stand jetzt ein gut bürgerliches Haus, ganz eingesponnen von Glycerinen, und von der alten Linden-Allee durch weite Blumen- und Rasenbeete, sowie durch einen weitläufigen Küchengarten getrennt, welcher letzteren der Baron Kaspar Bézensac selber bearbeitete, dieser letzte Sproß eines Geschlechtes, welches den Vollmond in blauem Felde auf seinem Wappen führte.

Dieser Kaspar von Bézensac war ein Edelmann von etwa 50 Jahren und ziemlich melancholischem Temperament. Wie war es möglich, daß die frische, muntere, hübsche Claire mit kaum 20 Jahren die Gattin dieser mürrischen Nachtente geworden? Mein Gott! man verheirathet die jungen Mädchen,

ohne sie viel zu fragen. Man sieht wohl, daß nicht die Mamas es sind, die das Lager des Gatten theilen müssen, die man ihnen gibt. Die arme, liebe Claire, mit ihren schimmernden, blauschwarzen Augen und milchweißen Perlenzähnen! Was half es ihr, Baronin von Bézensac zu sein? Es wäre wahrhaftig sehr zu verwundern gewesen, wenn sie ihn nicht gehört hätte. Mit wem sie Dies that, werden wir sogleich hören.

Zu diesem Zwecke wollen wir ihr unter die große Linden-Allee folgen, welche den Bach beherrschte, wo sich viele muntere Fischlein in Sicherheit tummelten, indem das Fischereirecht dem Baron gehörte, der dieses Vorrecht sehr eifersüchtig hütete. Für diesen Spaziergang wählte Claire stets die Stunde, in der ihr Gatte seine Siesta hielt, eine im Süden verbreitete Sitte, welche den Frauen des Nachmittags doch einige freie Stunden gewährt. Sie sorgte übrigens dafür, zu dieser Stunde das ganze Hausgesinde zu entfernen, indem sie allerlei Aufträge nach dem Dorfe ersany. Wenn sie dann sicher war, allein zu sein, schritt sie leichten Fußes, einem Falter gleichend unter den breiten Rändern ihres Strohhutes, durch die Blumen- und Gemüse-Beete, und betrat dann die schattige, von dem frischen Hauche des Baches durchwehte Linden-Allee, die sich wie ein Vorhang hinter ihr schloß.

Dann begann sie zu lauschen, inmitten des Gesäusels der Bäume, und eine tiefe Freude malte sich in ihren Zügen, wenn sie die rostigen Angeln der Thüre kreischen, und gleich darauf eilige Schritte die Schneckenstiege heraufstolpern hörte. Und endlich erschien der Vielgeliebte, der elegante Vicomte Noël de Cannepetière, Mund und Weste herzförmig zugeschnitten, das Beinkleid aus der Werkstätte eines Modeschneiders stammend.

— Sie — Du — endlich!

Und dieses „endlich“ erstarb in einem unendlichen Kusse.

II.

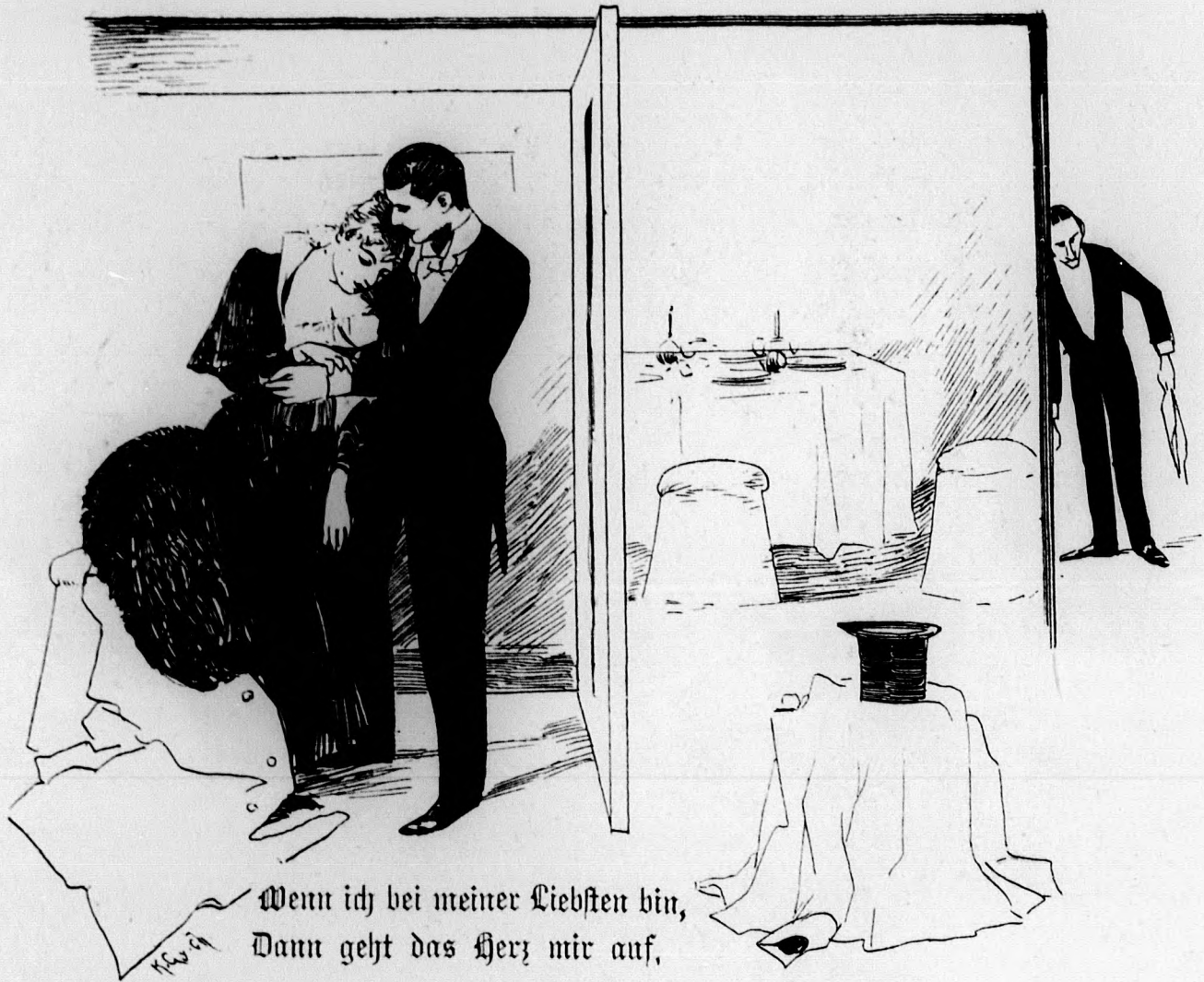
Heute trug der elegante Vicomte Noël ein Beinkleid von der Farbe der Pfirsichblüthe, mit schönen blauen Punkten, noch kunstvoller geschnitten als sonst. Ein sehr verheißungsvolles Kleidungsstück. Es herrschte eine drückende Hitze, selbst hier im Schatten der Bäume. Und Claire war in einem reizenden Deshabillé zu dem Stelldichein gekommen, eingehüllt blos in eine Art Schlafrock, der in seiner lustigen Durchsichtigkeit sich stellenweise an den Sammt der Haut schmiegte. Und dieser Mouffeline entströmte ein Duft blühender Jugend und Liebessehnsucht, sich vermengend mit dem Dufte des Haares, das in reicher Fülle auf die Schultern herabwallte. Alle diese köstlichen Dinge nur durch das Tuch einer Jaquette und den Piqué einer weißen Weste zu besitzen widerstrebte sogleich dem zartgesinnten Noël.

— Sie gestatten, theure Freundin? fragte er.

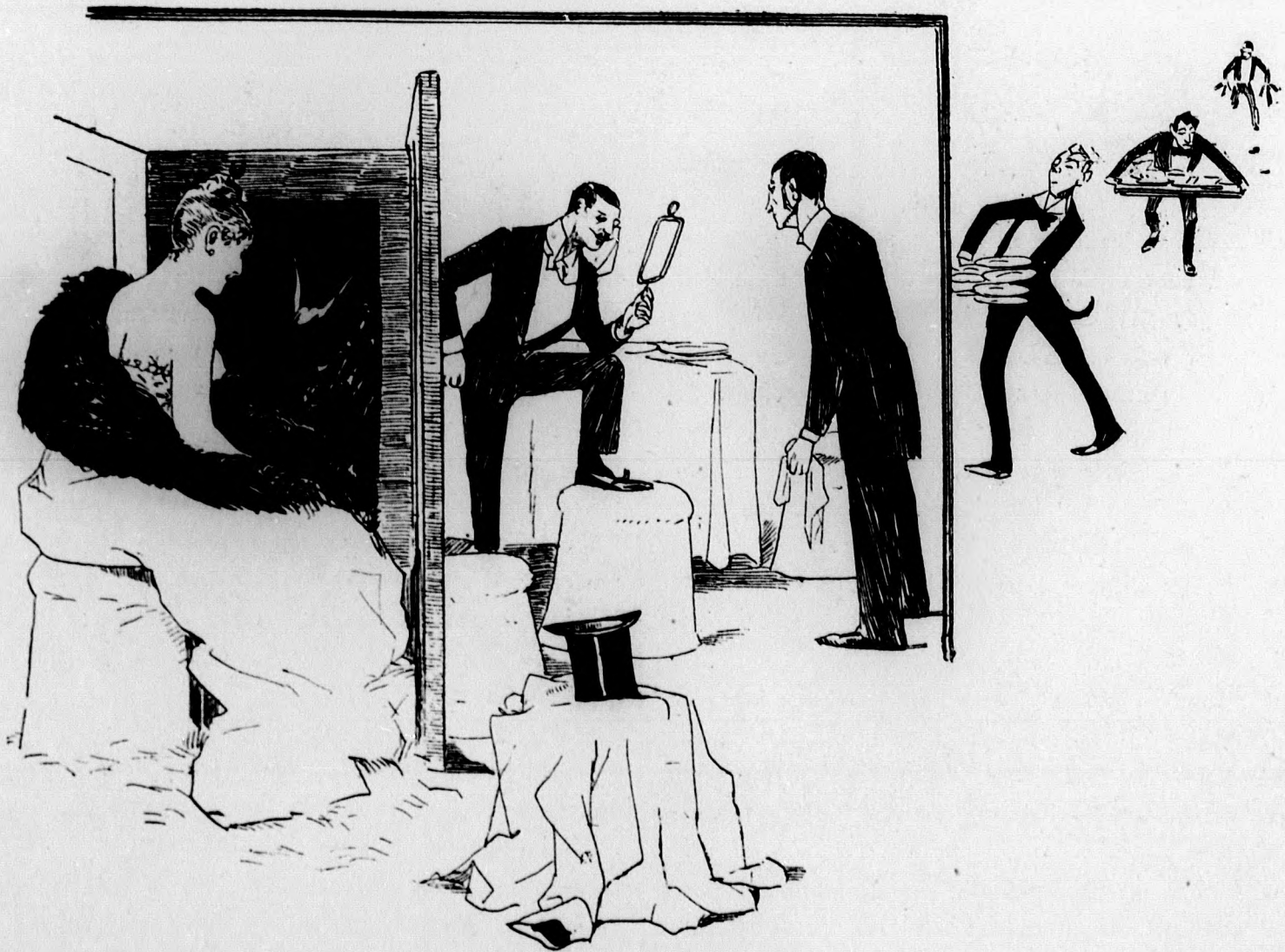
Und da sie „Dank!“ sagte, legte er seine tuchene Jaquette und seine Weste von weißem Piqué sogleich ab.

Um sich der Halsbinde zu entledigen und den Plastron seines Hemdes zu lüften, welches nach Iris duftete, dazu holte er nicht erst ihre Erlaubniß ein. Allein es zeigte sich jetzt, daß diese Hose, so vortheilhaft aus dem Gesichtspunkte der bekleideten Formen, von einer beklagenswerthen Enge war. Die geringste Ausbreitung bedrohte diesen außerordentlich gespannten

Aus Heine's Buch der Lieder.



Wenn ich bei meiner Liebsten bin,
Dann geht das Herz mir auf,

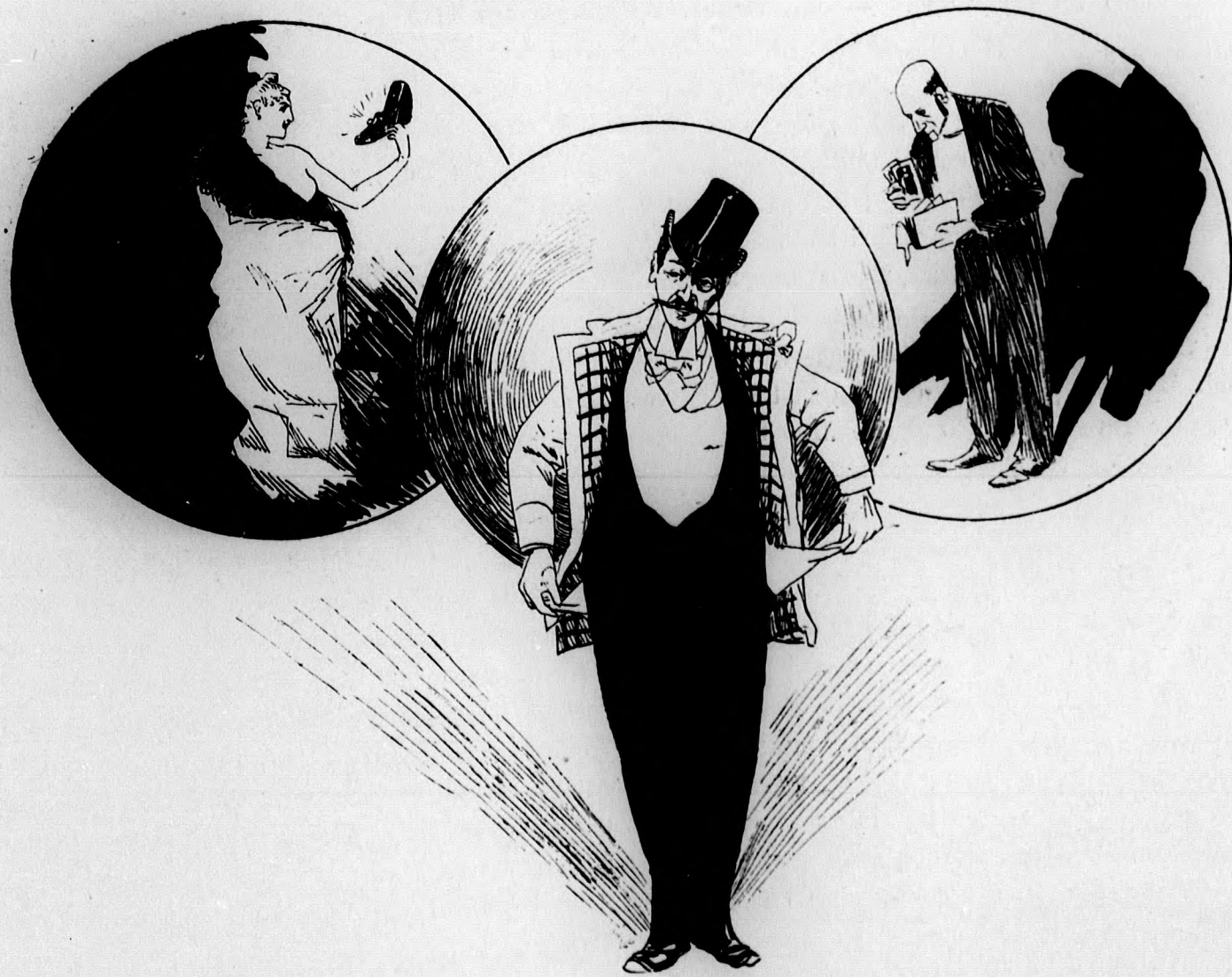


Dann bin ich reich in meinem Sinn
Und biet' die Welt zu Kauf'.

Humoreske von A. Reude.



Doch wenn ich wieder scheiden muß
Aus ihrem Schwänenarm,



Dann schwindet all' mein Ueberfluß
Und ich bin bettelarm.

Stoff. Man stelle sich nun den Mond, den die Bézensac als Mene tekel in ihrem Wappenschilder führten, an dem zerrissenen Hintertheil dieser ebrecherischen Hose vor! In dieser heißen, stillen Natur, in diesem Winkel eines irdischen Paradieses, wo der Erzengel selbst eingeschlafen wäre, lud übrigens Alles dazu ein, es sich in der Kleidung noch bequemer zu machen; Alles heischte die heilige Nacktheit unserer biblischen Vorfahren unter dem Baume mit den nur zu reifen Früchten.

— Erlauben Sie, mein Herzchen? Und da nur ein Blick voll unsagbarer Dankbarkeit ihm antwortete, zog er höflich sein Beinkleid aus und legte dasselbe auf ein Ende der Rasenbank, die ihnen zum hehren bräutlichen Pfahl werden sollte.

Ihr traulichen Grasmücken mit den aschgrauen Flügeln, die ihr neugierig und flüchtig über die Zweige huscht: euch will ich an Verschwiegenheit nachahmen; denn es geziemt sich nicht weitläufiger zu erzählen, in welcher reichlichen, unzarten und entzückenden Weise der Baron von Bézensac an diesem Tage gehört wurde.

— Ach, mein Gott! rief Claire plötzlich aus. Und mit leiser Stimme fügte sie hinzu: Hören Sie nicht Schritte auf der Böschung, am Fuße der Mauer?

Der Vicomte Noël von Cannepétière lauschte. In der That war unten Jemand gegangen, aber die Schritte hatten plötzlich inne gehalten. Noël fürchtete, es könnte irgend ein Säuferl sein, der sich am Fuße der Mauer erleichtern wolle, was für Verliebte immer eine unangenehme Musik gibt. Er hielt denn auch seine schöne Freundin nicht zurück, als diese mit einem Kusse, in welchen sie ihre ganze Seele legte, ihm sagte: „Lebewohl, ich sterbe vor Angst!“ — und entfloh.

Hätte er sich über die Mauer gebeugt, so hätte Noël sehr wohl den Unverschämten sehen können, der sie so in ihrem Vergnügen gestört hatte. Allein, er sagte sich, daß Dies doch höchstens dazu führen würde, daß man ihn selbst sehen könnte, wodurch nur der gute Ruf Claire's in Gefahr käme. Er war denn entschlossen, zu warten, bis der Störefried sich entfernt haben würde und dann durch die kleine Pforte den Rückweg anzutreten. Inzwischen begann er sich anzukleiden, legte die Halsbinde, die Weste und die Jaquette an und wollte schließlich in die Hose schlüpfen. Allein, in dem Augenblicke, da er die Hand darnach ausstreckte, ward das Beinkleid durch eine geheimnißvolle Macht in die Höhe gehoben und verschwand jenseits der Mauer.

III.

Da wir in einer Zeit leben, die — sehr mit Unrecht — nicht an Wunder glauben will — mag ich den Leser nicht unter dem Eindrucke lassen, daß ein Wunder geschehen sei. Alles klärte sich in der natürlichsten Weise auf. Der alte Wilddieb Pétavoine, der gehört hatte, daß in diesem Theile des Flusses ein großer Lachs gesehen worden war, wollte die Stunde der allgemeinen Nachmittagsruhe dazu benutzen, um am Fuße der Mauer des alten Schlosses, wo der rächende Schatten der Bézensac wachte, ein wenig die Angel auszuwerfen. Und welch' eine Angel! Ein fürchterlicher Widerhaken, der selbst einen Haifisch gebändigt haben würde. Um damit eine möglichst weite Strecke zu bestreichen, hatte Pétavoine die

Angel an einer Leine von beträchtlicher Länge befestigt. Als er glaubte, der Fisch habe an den Köder gebissen, zog er an, und in dem weiten Bogen, welchen die Leine beschrieb, hatte der Widerhaken die auf der Rasenbank liegende Hose Noël's erfaßt und über die Mauer hinweg entführt, wie wir gesehen haben. Allein, in demselben Augenblicke wurde der strafwürdige Raubfischer von dem Flußaufseher Cuminal bemerkt, der auf dem schmalen Pfade, am Fuße der Schloßmauer, daherkam. Als der Raubfischer den Mann der Obrigkeit erblickte, ließ er Angeruthe und Beute im Stich und nahm Reißaus, in der Hoffnung, nicht erkannt worden zu sein. An Ort und Stelle anlangend zog der wackere Flußaufseher Cuminal mit ernster Miene die Leine an sich und so tauchte die Hose auf, die der behördliche Vertreter nun tiefsinnig zu betrachten begann. Es war ein neues, elegantes Beinkleid und trug im Gürtel den Namen des englischen Schneiders Duweston. In der Tasche fand sich ein Geldtäschchen, das nur fünfzig Sous enthielt, aber sicherlich mehr enthalten hatte. Die Herren Mörder sind so schlau! Die Rechtspflege befand sich da ohne Zweifel einem Verbrechen gegenüber. Wo war Derjenige, der dieses Kleidungsstück getragen hatte? Ohne Zweifel im Flusse, als Leiche, von den Wellen fortgetrieben.

Er löste den Schast von der Leine und machte daraus einen harmlosen Stab. Dann begab er sich, mit der wassertriefenden Hose unter dem Arm, zu dem Baron, um diesem von seiner traurigen Entdeckung zu berichten. Der Baron war eben erwacht und Frau von Bézensac befand sich gerade bei ihm. Diese fiel schier in Ohnmacht, als sie des Vielgeliebten pfirsichblüthenfarbene, blau gesprenkelte Hose erkannte. Der Mord war offenbar. Todt! todt! den sie noch vor wenigen Minuten in ihren Armen gehalten! Oder war ihm vielleicht ein Unglück widerfahren? Vielleicht konnte er das Pförtchen nicht öffnen, wollte über die Mauer springen und fiel von zwanzig Fuß Höhe in den Fluß. Grausames Leid wüthete in ihrem Innern und nur schwer vermochte sie ihre Thränen zurückzudrängen. Ach, die Aermste!

Man ließ raschestens anspannen und Cuminal selbst wurde beauftragt, sogleich nach Montluçon zu fahren, um den Polizei-Kommissär und den Untersuchungsrichter zu holen. Der Kommissär Trouminet und der Richter Pérotte kamen und die Untersuchung begann. Natürlich wurde Cuminal, von dem die erste Nachricht stammte, zuerst verdächtigt, allein es gelang ihm unschwer, seine Unschuld nachzuweisen.

Nun ging eine endlose Schreiberei an. Alle Leute, die am Flusse wohnen, wurden vorgeladen und verhört. Allein, Niemand hatte etwas gesehen. Bloss Pétavoine war nicht erschienen. Man fand dies verdächtig; doch während man noch darüber sprach, tauchte Pétavoine plötzlich an der Spitze einer Rotte auf, welche einen gefesselten, aus Leibeskräften sich wehrenden Mann herbeibrachte. Pétavoine hatte diesen, in der Gegend unbekanntem Mann dabei ertappt, wie er von dem Pächter Labelvesse eine alte Hose kaufen wollte. Es war sicherlich der Mörder, der sich seiner blutbesteckten Kleider entledigt hatte.

Ach, wenn Frau von Bézensac in ihrer schrecklichen Aufregung sich nicht in ihre Gemächer zurückgezogen hätte, um nicht Zeugin dieser haarsträubenden Einzelheiten zu sein, welche

Freude und welche schreckliche Ueberraschung zugleich würde sie empfunden haben, indem sie ihren geliebten Noël als Gefangenen gesehen hätte!

— Erkennen Sie diese Hose? fragte ihn der Richter streng.

— Gewiß, es ist die meinige! ächzte der Vicomte.

— Versuchen Sie nicht, die Justiz irre zu führen. Ich werde Sie sogleich der Lüge überführen. Wie hieß der Schneider, der sie Ihnen verkauft hat?

— Duveston & Cie Old England, good morning! Audouyoudou-Square!

— Richtig. Und wie viel enthielt das Geldtäschchen, das in der Hosentasche gewesen?

— Zweieinhalb Franken in drei Stücken.

— Das stimmt. Warum haben Sie dann Ihr Beinkleid in den Fluß geworfen? Sicherlich nur, um den Gerichtsbehörden einen muthwilligen Streich zu spielen?

— Ein Windstoß hat sie in dem Augenblicke entführt, als ich . . .

— Als Sie ein natürliches Bedürfniß befriedigten, nicht wahr? Das genügt. Sie werden wegen Vergehens gegen die öffentliche Sicherheit zu 50 Franken Geldstrafe verurtheilt!

Noël war froh, so leichten Kaufes davon zu kommen, umsomehr als Claire zum Schluß erschien und ihm zuflüsterte, sie werde ihn demnächst in seinem Hause zu Clairvaux besuchen.



Anknüpfung.

Herr (auf der Straße zu einer Dame, der er gefolgt ist): Mein Fräulein, wohnen Sie vielleicht auch Haremsstraße 9? S-a.

*

Auf dem Corps de Ballet-Ball.

Ballettuse: Lieben Sie mich noch immer so glühend wie früher, Assessorchen?

Assessor: Hm! Ganz so glühend eigentlich nicht . . .

Ballettuse: Aber Sie lieben mich doch noch?

Assessor: Hm! Hm! Na, 's geht . . .

Ballettuse: Aber wenigstens doch eine einzige Flasche Sekt, Sie Schmutzian? S-a.

*

Höchste moralische Entrüstung

Dame. . . . Ja, es ist soweit gekommen, daß wir nicht einmal am Tage allein über die Straße gehen können . . .

Chemann. Du lieber Himmel, nicht einmal wir Männer können allein über die Straße geh'n, ohne gleich für Stroh Wittwer gehalten zu werden. S-a.

*

Im Zweifel.

Soldat (der nach dreijähriger Dienstzeit heimkommt zu einem kleinen Jungen, den er auf der Straße trifft):

— Wie alt bist Du?

Junge: Drei Jahre.

Soldat: Wie heißt denn Dein Vater?

Junge: Alois Mein.

Soldat (für sich): Donnerwetter! Das bin ich ja! Wer mag nun die Mutter sein? S-a.

*

Der Undankbare.

Zephora. Nun, meine Liebe, warum bist Du so verstimmt?

Ella. O, dieser Doktor Gurke ist ein schrecklicher Mensch. Ein volles Jahr ließ ich mich von ihm an einem Herzleiden behandeln, in der Hoffnung, er würde sich unternehmend zeigen. Heute schickt er mir die Verlobungsanzeige und — die Rechnung. J-eh.

*

Von der Straße.

A. Hast Du schon gehört? die schöne Frau von Nip-pich ist wieder in interessanten Umständen.

B. Nicht möglich! Und wer ist der Interessirte?

Dahem.

Von René Maizeroy.

. . . Als Roger in den Salon eintrat, der in ein mildes, durch den breiten Lampenschirm rosig gefärbtes Licht getaucht war, und wahrnahm, daß sie da sei und daß das schwarze Kleid mit den eingestickten Veilchen, breit ausgeschnitten und an den Schultern nur durch schmale Bändchen festgehalten, sie noch schöner machte, das schimmernde Blond ihrer Haare und die Lilienweiße ihres Teints und ihres Fleisches noch mehr belebte, lächelte er.

Und dieses Lächeln war in seinen sonst traurigen, ernsten, gleichsam von einem unaufhörlichen Leid verzerrten Zügen etwas so Eigenthümliches, Ungewöhnliches, daß Frau von Billecrose einen Augenblick aufhörte, sich Kühlung zuzufächeln und mit einer fast ironisch klingenden Betonung ausrief:

— Ah, Sie haben im Pokerspiel gewonnen, nicht wahr?

Er erwiderte mit weicher Stimme, aber mit einem Wetterleuchten in den Augen:

— Ja, vierhundert Louisdors; seit einiger Zeit habe ich ein unerhörtes Glück!

Im Kamin fielen die brennenden Klöße auseinander, daß die Funken in hohen Garben aufstoben. Josiane

lehnte sich auf die Kissen des Divans zurück; der Widerschein des Feuers flimmerte auf den Spigen ihrer lackirten Schuhe. Nur schwer vermochte sie ein Gähnen der Langeweile und der Ermüdung zu unterdrücken; ihr Herz und ihre Gedanken waren abwesend.

— Und was hat man Ihnen heute Abend im Klub erzählt? fragte sie nach einer Weile wieder.

— Allerlei. Es scheint, daß es mit dem armen Cadeac alle ist; sein Rennstall kommt noch diese Woche zur Versteigerung. . . . Marchenoir heirathet eine reiche Amerikanerin, Miß Stempley aus Baltimore. Einige Millionen Mitgift, gerade genug, um schlecht und recht sein Dasein zu fristen. . . . Die kleine Fiorelli am Papillon-Theater ist in die erste Quadrille vorgerückt. Das ist eine ganze Geschichte, in welcher der alte Marquis von Carnoules — Du kennst ihn ja? derselbe, der die große Schnupftabaksdosen-Sammlung besitzt — eine sehr drollige Rolle spielt.

Frau von Villecrose hörte zerstreut dieser Erzählung zu, ihren Satten nur von Zeit zu Zeit durch ein gelangweiltes Ah! unterbrechend. Doch plötzlich erbehte sie und fuhr in die Höhe, als ob schriller Glockenklang sie aus ihrem Brüten gerissen hätte. In demselben schleppenden Tone und die Blicke fest auf die Blicke seiner Gattin geheftet, hatte Graf Roger hinzugefügt:

— Ach ja, ich vergaß Ihnen zu erzählen, daß Herr v. Tanneron sich gestern geschlagen hat. . . . Die Sache war unausbleiblich, seitdem er sich überall mit der kleinen Mini Vanlaire zeigte und den Fürsten Veronèse völlig lächerlich machte.

Roger fuhr fort, seine Frau unablässig mit dem Blick zu fixiren, gleich einem Untersuchungsrichter, der gegen den Beschuldigten einen geraden Hieb geführt hat, und nun auf ein Erbeben, auf ein Erröthen lauert, um sich desselben wie eines Geständnisses zu bemächtigen. Allein Jostane hatte sich wieder gefaßt; sie war Herrin ihrer selbst, weil sie die Gewißheit hegte, daß ihr Gatte Unwahrheiten auskramte, um dadurch Wahrheiten hervorzulocken, daß er einen Verdacht gefaßt, anonyme Briefe erhalten habe, und daß er ihr eine plumpe Falle legen wolle, in die sie gewiß nicht „hereinfallen“ werde.

Es war wahrhaftig zu blöd, so ungeschickt die Komödie zu spielen, mit so viel Redheit zu lügen, sie in dieser Weise quälen, ihr das Herz brechen, in einem Schrei des Entsetzens und der Angst ihr Geheimniß entreißen zu wollen. Sie wußte ja mit Bestimmtheit, daß Herr v. Tanneron seit Beginn des Monats in der Sologne bei einem seiner Oheime dem Jagdvergnügen fröhne. Sie empfing von dort köstliche Briefe, so zärtlich, so liebevoll, so durchtränkt von Ungeduld und Verlangen! Heute Morgens erst hatte sie postlagernd einen Brief empfangen, — einen vier Seiten langen Brief! — in welchem er in liebeglühenden Worten ihr versicherte, daß der Tod allein sie trennen könnte, daß er fern von ihr in Sehnsucht vergehe, weil sie sein Glück, seine Liebe und seine Wonne sei, und daß er sie anbetete mit aller Kraft seiner Seele.

Mit unerschütterlicher Ruhe, nicht wankend unter dem forschenden Blicke, der in ihr Herz dringen zu wollen schien, fragte Frau von Villecrose:

— Und kennt man den Ausgang des Zweikampfes? Weiß man, wer verwundet wurde?

— Gewiß, da sie sich im nahen Saint-Germain, in der Villa Bob Hardisson's geschlagen haben. . . . Es waren schwere Bedingungen festgestellt worden. . . . ich wäre an diesem Duell nicht gern als Zeuge betheilig gewesen. Es ist sehr lästig, hinterher zu Gericht zitiert zu werden, in einem Prozeß zu figuriren, Reporter zu empfangen, als wäre man ein bekannter Reklameheld. Sind Sie nicht meiner Ansicht, Jostane?

Herr von Villecrose betonte jedes Wort mit einer durchdringenden Klarheit und verweilte gleichsam absichtlich wiederholt in längerem Nachdenken, das eine tragische Mittheilung ahnen ließ. Jostane aber zuckte mit den Achseln und rief mit einem munteren Lachen:

— Wirklich? Schlägt man sich ernstlich für eine Mini Vanlaire?

— So ernstlich, liebe Freundin, daß Herr v. Tanneron nicht nach Paris gebracht werden konnte und wenn er seither nicht gestorben ist, in einem Zimmer der Villa, wo das Duell stattgefunden, tödtlich verwundet liegt, an seinem Bette seine unglückliche Mutter, die sich schluchzend fragt, ob All' dies nicht ein böser Traum sei. . . .

Ein Stillschweigen trat ein; dann fragte Jostane mit gerunzelten Augenbrauen, haßerfülltem Blicke und dumpfem Tone:

— Sind Sie vielleicht gar eifersüchtig?

Bei dieser unerwarteten Frage fuhr der Graf jäh in die Höhe.

— Was sagen Sie? rief er.

— Ich frage Sie, mein Lieber, ob sie so einfältig sind, eifersüchtig zu sein. Halten Sie mich für ein Schulmädchen, das man nach Belieben nasführen kann? Auf wen haben Sie es denn heute abgesehen? Was bedeuten diese plumpen Bosheiten? Seien Sie offen und sagen Sie es ehrlich heraus, daß ich einen Geliebten habe und daß Herr v. Tanneron es sei. . . . Das hat man Ihnen zugestüstert, nicht wahr, oder geschrieben? Und nun kommen Sie in aller Eile, um mir zu erzählen, daß der arme Tanneron im Duell getödtet wurde. Diese Mittelchen sind abgegriffen; Sie sind in meiner guten Meinung gesunken. Ich hätte Sie für schlauer gehalten.

Sie ließ ein stoßweises Lachen vernehmen und schaute den Grafen mit trotziger, herausfordernder Miene an. Roger war sehr bleich; eine tiefe Furche theilte seine Stirne gleichsam in zwei Hälften. Er streckte den Arm aus und drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel. Als der Diener erschien, befahl er ihm, die Abendblätter zu bringen.

Herr v. Villecrose entfaltete den »Temps« und las, mit dem Rücken zum Kaminfeuer gewendet, die folgende Tagesneuigkeit:

„Man theilt uns nachstehende Protokolle mit.

In Folge verschiedener Vorfälle privater Natur, und nachdem alle Versuche einer friedlichen Beilegung gescheitert waren, wurde ein Waffengang zwischen dem Fürsten Michael Veronèse und dem Herrn Serge von Tanneron beschlossen.

Als Waffen wurden Pistolen gewählt; ein zweimaliger Kugelwechsel auf zwanzig Schritte Distanz ist vereinbart worden.

Für den Fürsten Veronéje: Für Herrn v. Tanneron:

Marquis d'Orchères. Baron Rolandin.
Gf. Peter Petroinoff. J. von Villejésus.

In Gemäßheit des obigen Protokolls hat heute Morgens um acht Uhr ein Zweikampf auf Pistolen zwischen dem Fürsten Veronéje und Herrn v. Tanneron stattgefunden. Bei dem zweiten Kugelwechsel wurde Herr v. Tanneron am Unterleibe schwer verwundet.

Paris, am 30. Dezember 1890.

Unterschriften: wie oben."

In einem Anfall von Raserei, nicht mehr wissend was sie that, hatte Jostiane sich auf das Zeitungsblatt gestürzt wie auf eine Beute, hatte es den Händen ihres Gatten entrissen und mit stürmisch bewegter Brust, leichenfahl, halbtodt noch Folgendes gelesen:

"In dem Augenblicke, da unser Blatt in die Presse geht, erfahren wir, daß Herr v. Tanneron das Bewußtsein nicht wieder erlangt hat und kaum den Tag überleben wird. Herr v. Tanneron war eines der sympathischsten Mitglieder des Jockey-Club; seine Farben haben auf allen Rennplätzen geflegt; durch seinen Heimgang werden mehrere vornehme Familien des Landes in Trauer versetzt."

Jostiane hatte kaum die Kraft, zu Ende zu lesen; sie wankte und fiel auf den Divan hin. Sie dachte nicht mehr daran, ihre Schuld zu verbergen; sie hatte nur mehr einen bestimmten Gedanken: ihr Geliebter, das einzige Wesen in der Welt, das sie anbetete, war todt, fern von ihr gestorben. Schwere Thränen flossen über ihre Wangen herab und sie dachte nicht daran, sie zu trocknen. Sie wiederholte nur mechanisch, wie eine Litanei: „Serge . . . Serge . . .“, als wüßte sie nichts Anderes mehr zu sagen, als diesen einen, diesen vielgeliebten Namen.

Der Graf war ebenso bleich wie sie, betrachtete diesen ungeheuren Schmerz und weidete sich daran mit steigender Wuth, mit einer von Minute zu Minute wachsenden Versuchung, mit beiden Händen diese röchelnde Kehle zu umklammern und die Treulose zu zertreten wie ein giftiges Insekt. Doch hielt er an sich und beherrschte er sich bei dem Gedanken, daß es dort oben vielleicht etwas gebe, daß es für diese zwei Liebenden das höchste Glück wäre, sich in einem andern Leben wiederzufinden und daß für Jostiane das Dasein auf dieser Erde künftig entsegllicher sein müßte, als die grausamste Marter. Und er sagte höhnisch, als fände er eine Wollust daran, diese Leidenschaft noch anzufachen:

— Halten Sie ein, Madame, Sie gehen zu weit! Wenn Herr v. Tanneron sich doch wenigstens Ihretwegen hätte tödten lassen; aber für eine Mini Lanlaire, eine Dirne, die ich selbst eines Abends im Jardin de Paris ihm vorgestellt habe . . . Sie ist übrigens sehr nett, die Kleine, und frisch . . . Eine Blonde aus dem Montmartre-Viertel, durchtränkt von allen Lastern. Der arme Tanneron hatte die Manie, in fremden Revieren zu jagen und das nimmt immer ein böses Ende. Fürst Veronéje ist ein Kosak und versteht nichts

von unserer Pariser Lebensweise. Trösten Sie sich, ein anderer Liebhaber ist bald gefunden . . .

Und als er plötzlich aus dem anstößenden Speisesaale das Geräusch des silbernen Tafelzeuges hörte, faßte er seine Frau mit eiserner Faust am Handknöchel, schüttelte sie und stieß halblaut die Worte hervor:

— Genug gefleunt, Madame! Benehmen Sie sich schicklich in Gegenwart unserer Dienerschaft, sonst weiße ich Sie auf die Straße, bei meinem Ehrenworte!

Sie schien aus einem bösen Traume zu erwachen, bebte bis ins innerste Mark zusammen, senkte schüchtern die Augenlider, und begab sich, an den Möbeln eine Stütze suchend, zu einem der Spiegel. Hier brachte sie ihr Haupthaar in Ordnung, trocknete sich mit dem Taschentuche die Augen und legte ein wenig Reispulver auf die Wangen. Und als der Haushofmeister meldete: „Frau Gräfin, das Essen ist angerichtet“, — reichte der Graf ihr galant den Arm, wobei er ganz laut sagte, um von der gesammten Dienerschaft gehört zu werden:

— Sie werden sehen, liebste Freundin: das Diner wird Ihre Migraine gänzlich vertreiben.

Winter.

Halbdunkelnder Raum — im Ofen ein Knistern —
Gedämpft von der Straße die Schlitten schellen; —
Auf schwellendem Pfühle aus Tigerfellen
Harret meiner ein Weib — dämonisch und lüstern.

Es leuchten die Augen, wie wenn den düstern,
Verfinsterten Himmel Blitze erhellen,
Schneeige Brüste entgegen mir quellen,
Und glühende Lippen sich meinen verschwiftern.

Mit Armen — mit weichen — mich süß umstricket
Das gluthende Weib! — Und mit Götterwonnen
Erfüllt meinen Sinn dieser Schönheitsbronnen.

So innig umschlungen — Erden entrückt —
Der flieh'nden Stunden nicht achtend wir bleiben —
Wild pochet der Sturm an die Fensterscheiben. —

Asra.

Duridu.

Novelle von Severus Crescens.

I.

Wachend trat die schöne Gräfin Johanna in die Schreibstube des jungen Rechtsanwalts Romberg, lachend warf sie sich in den Klientensessel. Man merkte sofort, daß sie nicht zum ersten Male hier war.

Der Rechtsanwalt war nicht gerade angenehm überrascht, als er die Gräfin eintreten sah.

— Donnerwetter! stieß er halblaut hervor, wie kommen Sie denn jetzt hierher? Ich habe ja noch Arbeitsstunde —

— Gott, wie ist das tragisch, Romberg! rief sie immer noch lachend. Ich komme aber heute als Ihre Klientin und durchaus nicht zu meinem und Ihrem Privatvergnügen. Ich bringe Ihnen einen Prozeß und zwar eine cause célèbre.

— So? da bin ich begierig. Bitte, erzählen Sie, aber ernsthaft, Gnädige. Sie wissen, bei mir hat das Geschäft sein Fach und das Vergnügen sein Fach —

— Ja, es ist wirklich schade, daß bei Ihnen Alles in Fächern steckt. Doch — lassen Sie uns nun ganz Geschäft sein.

Sie setzte sich steif im Sessel zurecht, räusperte sich und begann in weinerlichem Tone:

— Herr Rechtsanwalt, ich beabsichtige, die Ehescheidungs-klage gegen meinen Gemahl zu erheben.

— Hab' ich mir doch gleich gedacht, daß so ein Unsinn herauskommt, plagte Romberg heraus. — Wenn er in seinem Bureau saß, pflegte er nicht gerade zu den Höflichen zu gehören.

— Pardon, Herr Rechtsanwalt; es ist durchaus kein Wis, den ich mir mit Ihrer geheiligten Bureau-person erlaube.

— Dann muß ich aber die Mitwirkung zu dieser neuesten Extravaganz ganz entschieden —

— Ablehnen? Reden Sie keine Unwahrheit, Romberg.

— Was konnten Sie aber auf einmal für Gründe haben, Johanna? Sie rühmen immer selbst, daß es keine Frau besser hat, als Sie? Sie sind reich; Ihr Mann läßt Sie thun und treiben, was Sie wollen und Sie machen von Ihrer Freiheit den weitestgehenden Gebrauch —

— Wie ich ja selbst am besten weiß, ich verstaubte Astenseele — ergänzte sie, den geschäftsmäßigen Ton des Rechtsanwalts nachahmend.

— Ja, verstaubt und verfleckt sind unsere Seelen, ist unsere reine Jugendliebe. O, daß ein Ehebruch daraus werden mußte!

— Bedrückt Sie das, Romberg? Mich nicht! Wir haben ja professionirte Seelenputzer und Liebesreiniger genug im Lande, die das Alles wieder sein blank poliren können. Doch — Sie verwechseln ja selbst Ihre Fächer. Sie sind ja jetzt im Geschäftsfach. Nehmen Sie meine Scheidungsklage auf?

— Sonderbare Leute das! Erst bauen sie sich mit viel Mühe und Aufwand ein prunkvolles Haus, das sie Ehe nennen, dann lassen sie es leer stehen und treiben sich in Miethswohnungen herum und zuletzt reißen sie das theure Ding gar wieder ein . . .

— Ja, reißen wir's ein; aber mit möglichst wenig Gepolter und da müssen Sie Ihr Bestes thun. Hier übergebe ich Ihnen ein Sündenregister der Schandthaten meines gutmüthigen, lieben Gemahls, mit Beschreibung und Zeugen zur gefälligen Auswahl nach Gutbefinden.

— Aber, in des Teufels Namen, Johanna; dieses wahrhaftige Sündenregister —

— Enthält die leichtesten Fälle —

— Nein, das hat ja Ihr Gemahl selbst geschrieben!

— Ganz recht, und ich habe ihm dabei soufflirt. Es war im Laufe einer Stunde beendigt.

Romberg war aufgesprungen.

— Johanna, als ich mich vor drei Jahren hier niederließ und erfuhr, wie Deine Ehe nur eine Form sei ohne Inhalt, da machte ich Dir den Vorschlag: „Laß Dich scheiden, wir wollen dann unsern Jugendtraum wahr machen, ich will Dich heirathen“. Damals hast Du nicht gewollt. Heute, Johanna, kann ich nicht mehr.

— Romberg, Sie kommen schon wieder vom Geschäftsfach in das Vergnügungsfach. Meine Ehescheidungsgründe —

— Gott, daß Sie Ehescheidungsgründe genug finden können, steht ja außer Zweifel.

— Nicht wahr? Jede Nacht ein Ehescheidungsgrund. Das ist das Eigenthümliche in unserer Ehe.

— Aber daß Sie auf einmal diese Gründe finden wollen —

— Das werde ich Ihnen heute Abend in meinem Boudoir beim Thee erzählen. Ihre Klienten warten und das romantische Geschichtchen hört sich besser im Boudoir als im Bureau. Um 8 Uhr, Romberg.

Lachend wie sie gekommen, war sie auch wieder verschwunden.

II.

Im Boudoir der Gräfin saß am Abend des nämlichen Tages Romberg der kapriziösen Johanna gegenüber. Sie hatte die Passion, hier barfuß zu gehen, was auf den schwellenden Teppichen gerade kein großes Unternehmen war. Im niedrigen Polsterstuhl sitzend hielt er ihre kleinen, niedlichen Füßchen auf seinen Knien, von Zeit zu Zeit dieselben zärtlich streichelnd und mit Küssen bedeckend.

— Also, Julius, sagte sie lächelnd, heute Abend wollen Sie mir versprechen, mich zu heirathen?

— Ja, und nochmals ja, Johanna; glaube mir doch! Ich war ein Thor heute Früh, als ich Dir sagte —

— Discreditiren Sie sich nicht in meiner Achtung, Julius! Im Gegentheil: heute Früh waren Sie ein verständiger Mensch und jetzt sind Sie ein Narr! Das waren Sie von jeher, sobald Sie den Zipfel einer Schürze von mir berühren durften.

— Mag sein; aber nun die romantische Geschichte, Johanna!

— Ah, heute hätte ich fast meine kleine Freundin Alexandra und die Stadt ihre große Schauspielerin verloren!

— Warum nicht gar! Uebrigens ist sie bewundernswürdiger wegen ihrer Unschuld als wegen ihrer Kunst.

— Kennen Sie ihren Papagei, den Dorido?

— Den großen, weißen? ein geschiedtes und gutdressirtes Thier.

— Ja, es ist auf den Mann dressirt. Der Vogel hat ihr das Leben gerettet.

— So — so — aber die Geschichte —

— Das ist ja eben die Geschichte. Finden Sie nicht, daß mein Mann seit einiger Zeit so düster umhergeht wie ein Gespenst? Und ganz stumm ist er geworden, während er mir sonst alle seine Liebesabenteuer zu erzählen pflegte. Und wissen Sie, woher das kommt? Er ist in Alexandra verliebt, — unglücklich verliebt! Heute früh hätte er fast das Leben darob verloren.

— Er auch? Wer hat es ihm gerettet?

— Dorido!



— Mein Herz ist eine Kapelle, in welche man beten kommt . . .

— Ach, nur eine Kapelle! Und da finden so viele Leute Platz? . . .

— Der Papagei! ah!

— Ja! Apropos, wissen Sie, warum ich meinen Mann geheirathet habe?

— Und warum Sie mich haben sitzen lassen? Nein, Johanna; ich habe mich immer vergeblich bemüht, Das zu erfahren.

— So will ich es Ihnen heute sagen: Sie waren zu jener Zeit ein etwas lockerer Assessor in B. — trotz Ihrer glühenden Liebesbriefe an mich; ich aber war ein sehr blödes Landgänschen trotz meiner 20 Jahre. Da kam ich einmal unvermuthet nach B. und nahm mir vor, Sie auf Ihrem Zimmer zu überraschen. Kaum sitze ich in einer Sophaecke, da höre ich aus Ihrem Schlafzimmer eine Frauenstimme rufen: „Assessorchen, sind Sie schon zurück?“ — Ich war starr. — „He, Romberg,“ erhob sich die Stimme wieder, „hierher, hierher. Dein Bett ist ver-teufelt hart!“ Nach einer Pause: „Na, mach' keine Flausen und bringe den Cognac mit. Du hast mich heute Nacht braun und blau gekniffen, das muß mit Schnaps eingerieben werden.“

Ich stürzte fort, fuhr nach Hause, warf mich auf mein Pferd und galoppirte wie wahnsinnig durch die Felder nach dem Eremitenhaus hinauf, wo die Felsen steil in die Schlucht abfallen. „Dort hinab!“ war mein Gedanke. Schon bäumt sich das Roß zum Sprung, da höre ich einen Pfiff neben mir;

im nächsten Augenblicke ist mein Pferd am Zügel gefaßt und gewendet und Vetter Arthur, mein jetziger Mann, schaut mir ins Auge.

— Wohin, Kamerad?

Sie wissen, er hat mich stets Kamerad genannt.

— Dort hinab! entgegenne ich finster.

— Liebesgram?

Ich nickte und auf seine Pistole deutend frage ich ihn:

— Und Du, warum?

— Schulden.

Ich schlug mir vor den Kopf.

— Arthur, ich heirathe Dich unter der Bedingung, daß wir stets gute Kameraden, nie Mann und Frau sein werden.

Nach 14 Tagen hatten wir unsere sogenannte Ehe unter Dach. Sie wissen ja, daß Arthur von einem reichen Onkel zum Erben seiner Millionen eingesetzt war unter der Bedingung, daß er mich dazu vermöge, ihn zu heirathen. So habe ich meinem Mann und mein Mann hat mir das Leben gerettet und aus lauter gegenseitiger Dankbarkeit haben wir gestern noch feierlich geschworen, uns nie zu verlassen. — Heute aber wollen wir uns scheiden lassen. Eine Cigarette, Romberg?

— Danke. Ich rauche nicht gern Parfümerieartikel.

— Setze Deinen Zwickel auf, Julius. — Sie strich ihm durchs Haar.

— Warum, Johanna?

— Damit Sie meine Geschichte besser verstehen, Herr Rechtsanwalt.

III.

— Also zum Schlußakt! rief die Gräfin, während sie eine dicke Wolke aus der Cigarette blies und ihre Füßchen wieder auf Rombergs Kniee schob. Heute Früh sehe ich meinen Mann zu ungewöhnlich früher Stunde mit einem furchtbar finsternen Gesichte und einem Kästchen unter dem Arm ausgehen. Ich werfe meinen Mantel um und folge ihm. Er geht schnurstracks zu meiner Freundin Alexandra. Ich ihm nach ins Haus und fasse neben der Portièrè zum Schlafzimmer Posto, während er sich in demselben befindet und Alexandra offenbar noch im Bette liegt. Ich traute meinen Ohren nicht, als ich hörte, was da vorging.

— Mein Gott, Johanna. Sie sind doch nicht von heute, daß Sie sich über solch' eine Bagatelle bis zur Scheidungsklage aufregen?

— Abwarten! Ich höre meinen Mann sehr aufgeregter reden, ich höre sie ihn beschwören. Dann gibt es ein Gejammer, ein Gewinsel. Mir ward ganz ängstlich zu Muth und rasch lüftete ich den Vorhang der Portièrè ein wenig. Das Erste, was mir ins Auge fällt, ist der Pistolkasten meines Mannes. Die Pistolen blinken auf dem Tisch. Ich ziehe den Vorhang etwas weiter beiseite. Jetzt überblicke ich das ganze Zimmer.

Mir gegenüber im Polsterstuhl sitzt meine Freundin, das aschfahle Gesicht mir zugewandt, aber mit den großen Augen beharrlich nach der Decke blickend. Sie ist im Hemde, das sie bis zum Knie bedeckt. Mein Mann kniet vor ihr, in der einen Hand eine Stange Augentusche, mit der andern Hand beschäftigt, ihr über den Schultern zugeknöpftes Hemd zu lösen.

„Ich will Dir den Punkt suchen, auf den Du die Pistole setzen mußt“ — sprach er in feierlichem Tone.

Sie läßt ihn gewähren. Das Hemd sinkt über die Brust herab. Wer die Psyche gesehen hat, wie sie — bald landläufig — dargestellt wird, der weiß, wie meine schöne, unschuldige Freundin ausah, nur daß sie krampfhaft die Decke des Zimmers anstarrte.

Etwa drei Schritte zur Seite, von den Beiden gänzlich unbeachtet, sitzt auf seinem Käfig der Papagei Dorido und macht sich breit wie der Narr im Shakespear'schen Trauerspiel. Er spielt den Komiker in der tragischen Scene. Ganz genau paßt er auf, was geschieht und das kommt ihm offenbar sehr verdächtig vor. Er hat die Federn seines Kopfes gestäubt, die Flügel halb ausgebreitet und folgt mißtrauisch jeder Bewegung meines Mannes.

Der legt nun das Ohr an meiner Freundin Brust, nach dem Herzschlag suchend. Er schiebt sich an, dahin, wohin er nun seinen Finger hält, mit der Augentusche einen dicken, schwarzen Punkt zu malen. So oft er glaubt, ihn genau fixirt zu haben, zuckt Alexandra mit einem Seufzer zusammen und die Tusche schwärzt einen anderen Theil des Busens. Arthur küßt den falschen Punkt mit einem langen Kusse weg und beginnt seine Arbeit von neuem. Es scheint ihm um eine schnelle Lösung seiner Aufgabe nicht sonderlich zu thun zu sein. Dem

Freund Dorido in der Ecke wurde aber die Sache immer bedenklicher. Er hat offenbar die Situation gänzlich mißverstanden und seine Geduld ist zu Ende. Plötzlich schießt er auf meinen Mann zu und hakt mit seinem derben Schnabel gewaltig auf die nach Dorido's Meinung seine Herrin schwer schädigenden Lippen ein. Der Graf fährt zurück. Aber schon hat sich Dorido seiner Nase bemächtigt und hängt, während sein Gegner in die Höhe fährt, freischwebend an dem blutenden Luftdurchlöcherer.

Der Vogel schreit, mein Mann ächzt und Alexandra lacht hellauf.

Im nächsten Augenblick aber sitzt Dorido dem Grafen, der in völliger Erstarrung seine Arme schlaff herunter hängen läßt, schon auf dem Scheitel und hämmert, während er mit seinen Krallen das Haar durchwühlt, mit unheimlicher Geschwindigkeit auf dem Kopfe herum.

Ich bin gerade im Begriffe, dem Armen beizuspringen, da ist Alexandra wie der Blitz herzugefahren, reißt den wüthenden Vogel von dem Geliebten weg und steckt ihn in den Käfig. Von solcher heiligen Rettungsgluth ganz erfüllt hat sie nicht bemerkt, daß ihr das gelöste Hemd vollständig hinabgeglitten war. Erst der Ausruf der Bewunderung, welcher trotz seiner heftig blutenden Nase und seines zerschundenen Kopfes meinem Manne entfährt, bringt sie zum Bewußtsein der Situation.

Man stellt sich die liebe Unschuld in der Regel als etwas gar Einfältiges und Unbeholfenes vor. Aber nichts ist witziger, schneller und gewandter als eben diese Unschuld, wenn es sich darum handelt, ihre Schamhaftigkeit zu vertheidigen.

Raum hat Alexandra ihre Lage begriffen und gesehen, daß ihr Hemd sich bereits in den Händen meines Mannes befindet, der es an seinen zerhackten Lippen roth färbt, da hat sie auch schon ihr bestes Deckungsmittel erspäht. Sie hat von rückwärts seine beiden Oberarme mit sicherem Griff gefaßt und tanzt und hüpfst sehr flink hinter meinem Manne her. Es beginnt eine Jagd, ein Tanz, ein Kreiseln, ein Dauerlauf, ein Wettrennen. Er bemüht sich, sich rascher zu drehen, als sie es vermag. Sie bemüht sich, das Hemd, das er weit von sich weg hält, von hinten zu erhaschen.

Die Komik der Situation hat sie offenbar mit fortgerissen und läßt keine Aergernisse über ihr Naturkostüm ohne Feigenblatt aufkommen. — Statt der düsteren Todesgedanken gibt es leichtfüßige Witze.

— Gib mir mein Hemd, Du geschundener Raubritter!

— Unnötig, Du Eva wider Willen. Im Jenseits geht man ohne Feigenblatt.

Als er sich den Griffen Alexandra's nicht mehr gut erwehren konnte, lief er auf die Portièrè zu, wahrscheinlich, um sich sammt dem Hemde durch dieselbe zu salbiren.

Längst schon hatte ich das Taschentuch fest auf den Mund gepreßt, um das Lachen zu unterdrücken, das mich zu ersticken drohte. Schon steht er unmittelbar vor der Portièrè, da erweitere ich den Spalt derselben gerade so weit, daß er die Rundung meines Kopfes aufnahm und fahre ihm mit meinem Gesicht dicht vor die Nase.

Ach, ich sage Ihnen, Romberg — und die Gräfin bricht dabei in ein schallendes Lachen aus — ich habe schon manchen geschiedten Mann dazu gebracht, mir sein dümmstes Gesicht zu

zeigen — aber das Gesicht, das mich da anstarrte — der beste Circusclown bringt kein dümmeres zuwege.

Als ich wieder ruhiger geworden, saß mein Gemahl neben seinen Pistolen und starrte mich an. Kandra aber war unter der Bettdecke verschwunden. Ich schrie meinen Mann an:

— Wenn Du da die Pistole anwendest, hört dann unsere Ehe nicht auch auf?

— Ah! — krächzte er und schlug sich vor den Kopf.

— Wir lassen uns scheiden, Arthur!

Mein Mann schüttelt den Kopf:

— Nie, Johanna! Hältst Du mich für so unehrlich, nachdem ich Dir gestern noch geschworen, Dich nie zu verlassen?

— Wenn ich aber die Gelegenheit benütze, selbst einen Anderen zu heirathen?

Er sprang auf; sein Gesicht leuchtete.

— Bleib' sitzen und schreib' Deine Sünden auf!

Das Sündenregister haben Sie. — Ist meine Geschichte nicht zum Todtlachen romantisch?

Romberg sah die Gräfin lange in Sinnen verloren an, wobei er ihre Füßchen krampfhaft drückte. Dann erhob er sich langsam und sprach:

— Johanna, heute feiern wir unsere Verlobung. Komm, laß uns schlafen gehen!

Aussprüche berühmter Geister über Frauen, Liebe und Ehe.

Was uns von jeher zum Bösen versucht,
Von jeher unsere Ruh' vergiftet
Und alles Uebel angestiftet,
Wozu ein Gott die Erde verflucht;
Der holde Unhold, die Schlange der Schlangen,
In deren Zauberknotten wir
Uns ewig wider Willen fangen;
Der ewige Abgott uns'rer Begier,
Der ewige Teufel, der uns peinigt,
Mit einem Worte, das Himmel und Hölle
In vier unselige Töne vereinigt,
Ein Weib! — ist unser's Jammers Quelle.

Wieland.

*

Daß der Gatte Xanthippes ein so großer Philosoph geworden, ist merkwürdig. Während allem Gezänk noch denken! Aber schreiben konnte er nicht, das war unmöglich: Sokrates hat kein einziges Buch hinterlassen.

Deine.

*

Die reinste Lust strahlt aus dem Frauenblick
Wohl bei der Liebe zaubersüßem Lächeln;
Die höchste aber strahlet er zurück,
Wenn sie zu Zweien eine Dritte hecheln!

W. G.



Gerichtshalle.

Anatols Schwester.

Anatol Béguin wird von den Wachmännern hereingeführt und eingeladen, auf der Bank der Angeklagten Platz zu nehmen. Er ist ein Bursche von etwa zwanzig Jahren, mit krausem, blondem Haar, einem kaum wahrnehmbaren Fleck auf der Oberlippe, schwachtenden Augen und rothen, sinnlichen Lippen. Die Sechsunndsechsziger an seinen Schläfen sind mit vieler Kunstfertigkeit gedreht. Die einfache, aber geschmackvolle Kleidung besteht aus Folgendem: Eine schwarze Sammtjacke, welche die Hüften sehr vortheilhaft zur Geltung bringt, eine weiße Weste, ein graues Beinkleid, eine rosenrothe Halschleife (das Geschenk einer theuren Hand) mit einem haselnußgroßen böhmischen Diamanten, (das Geschenk einer anderen, nicht minder theuren Hand.) Sehr viele Breloques an der Uhr.

Der allzu hübsche Junge erwidert mit Augenzwinkern und freundlichem Lächeln die Grüße, die ihm aus dem Hintergrunde des Saales von Freunden und Freundinnen zugewinkt werden, welche zahlreich erschienen sind, um Zeugen seiner Verurtheilung zu sein.

Die ganze Bande von Rochchouart ist da. Von Männern: der lange Choron, genannt Kimmel, der kleine Alfred, bekannt unter dem poetischen Rosenamen „Rother Mond“, Eugen du Trône und andere; von Weibern: Nana die Gepfefferte, die dicke Titine, die hohle Nini, Helena des Ternes.

Die kleinen Zubälter haben sich, wie es sich geziemt, nicht neben ihre Dämchen gesetzt. Sie wissen, daß sich im Justiz-Palast ernstliche Kundschaften finden können, und wäre es auch nur unter den Richtern und Advokaten. Geschäft ist Geschäft. Die lieben Schätzchen arbeiten übrigens fleißig mit den Blicken.

Anatols Familie ist bei dieser kleinen Zeremonie reichlich vertreten. Die betrunkene Alte, die in der ersten Bank sitzt, ist Mama Béguin. Die einfach gekleidete junge Weibsperson mit der verschmitzten und zugleich betäubten Miene, die neben ihr sitzt, ist Clarisse, die junge Clarisse, ein Kind, das in sein Verderben rennt und die ganze Familie unglücklich macht.

Die beiden gepuzten, vornehm aussehenden Damen, die in der zweiten Bank sitzen und eine Symphonie von Düften

ausathmen, daß man nicht in ihrer Nähe bleiben kann, sind die beiden älteren Schwestern des Angeklagten, zwei Mädchen, auf welche Mama Béguin stolz ist. Und sie hat auch Ursache dazu! Die Eine erweist gegen ein Monatsgehalt von tausend Francs einem Senator Gefälligkeiten, was sie nicht sehr ermüdet. Die Andere wird von einem Syndikat ausgebeutet, was ihr wöchentlich 4—500 Franken abwirft. Wäre nicht diese blöde Clarisse, die Schande der Familie: Mama Béguin wäre die glücklichste der Mütter.

Der Saaldiener läßt die Zeugen abtreten und der Präsident entwickelt den dem Angeklagten zur Last gelegten Thatbestand.

Derselbe läßt sich im Folgenden zusammenfassen:

Eines Abends, kurz nach Mitternacht stürzte der schöne Anatol hinter einer Ankündigungs-Säule auf dem Boulevard Rochechouart hervor, auf ein Pärchen los, das zärtlich umschlungen in der Mitte der Straße dahinschritt. Dieses Pärchen war: Clarisse Béguin, die Schwester des Angeklagten, und ein Arbeiter Namens Montaubry, welcher nicht in die Lage kommen wird auszusagen, weil die Vorladung zu Gerichte sich nicht auf ihn erstreckt.

Der Angeklagte war unversehens über die Beiden hergefallen und hatte sie mit einem eisernen Fingerring dermaßen bearbeitet, daß sie zu Boden stürzten, viel Blut verloren und mehrere Tage zu Bette lagen.

Die Opfer dieses Ueberfalls haben keine Klage erhoben und Clarisse hat, ohne Zweifel unter dem begreiflichen Eindrucke des Schreckens, sich geweigert, auf die Fragen des Untersuchungsrichters zu antworten. Allein die Aussagen der Sicherheits-Agenten, die ohne Säumen den Angreifer in Haft nahmen, sowie die Angaben der Zeugen dieses rohen Ueberfalls lassen die Strafbarkeit des jungen Herrn Béguin außer allem Zweifel erscheinen. Montaubry, ein nüchtern, braver Arbeiter, erfreut sich des besten Reumundes. Dagegen wird Béguin in der polizeilichen Note als ein Dirnen-Zuhälter von Profession bezeichnet.

Nach dieser Einleitung wendet sich der Präsident an den Angeklagten Anatol:

— Béguin, was haben Sie zu Ihrer Vertheidigung anzuführen?

Der Angeklagte. Ich frage den hochlöblichen Gerichtshof, ob meine Schwester wohl meine Schwester sei und ob ein Bruder nicht das Recht habe, über die Ehre seiner Familie zu wachen? Das ist Alles!

Der Herr Präsident. Ich habe Sie in diesem Punkte nicht für gar so klug gehalten.

Der Angeklagte. Herr Präsident! In meiner Familie respektirt man sich und fordert Respekt auch von Anderen. Wenn ich die Straßendirne gezüchtigt habe, so geschah es nur, um sie zu hindern, daß sie auf Abwege gerathe. Meine Mutter ist da, um dies zu bezeugen.

Mutter Béguin. Jawohl, mein Herr.

Der Saaldiener. Ruhig!

Der Präsident. Was verstehen Sie darunter: auf Abwege gerathen?

Der Angeklagte. Glauben Sie, Herr Präsident, daß es schmeichelhaft sei zu sehen wie die eigene Schwester in ei-

schlechtes Caraco-Lüchlein gehüllt und ohne Hut an öffentlichen Orten erscheint, wo die Familie, Gott sei Dank, als eine ehrenwerthe bekannt ist, — und am Arme eines Arbeiters, der zumeist kohlschwarze Hände hat? Ein Nichtsthuer, der die ganze Woche sich rackert, wie ein Lastthier, und verlangen wird, daß auch sein Weib in die Fabrik gehe? . . . Während sie, hübsch wie sie einmal ist, in prächtigen Karossen „einherstolziren“ könnte? . . . Nein, Das ist nicht nach meinem Geschmack! . . . Ich bin in den Gesellschaftskreisen, wo ich mich bewege, darob allzu viel verspottet und „sefirt“ worden . . . Uebrigens hatte ich sie gewarnt. Meine Mutter ist da, um es zu bezeugen.

Mutter Béguin. Jawohl, Herr Präsident!

Der Saaldiener. Ruhig!

Der Präsident. Ich entnehme den Akten, daß Ihre Schwester und Montaubry vor den Augen aller Welt seit sechs Monaten ein Verhältniß unterhielten, welches Sie und Ihre Mutter ruhig duldeten.

Der Angeklagte. Mein Gott! So lange es nur zum Spaß war und er sie nicht hinderte, sich in anständiger Weise niederzulassen, war es uns „Wurscht“, ob der Schlosser oder ein Anderer! Wir ließen Sie machen . . . Meine Mutter ist da, um es zu bezeugen.

Mutter Béguin. Jawohl, mein Herr!

Der Saaldiener. Ruhig!

Der Angeklagte. Jüngst erst hatten wir Besprechungen mit einem Herrn, der „Moos“ hatte . . .

Der Präsident. Was hatte er?

Der Angeklagte. Nun, Moneten hatte er; ein reicher Pferdehändler, der in den Champs-Élysées wohnt; ein alter, ordengeschmückter Herr mit Ringen überall, der mir hübsche Pferdchen geliehen haben würde zum Spazierenfahren im Boulogner Gehölz. Da sagte meine Mutter: „Man muß mit der Kleinen reden, sie zur Vernunft bringen. Wenn sie gescheidt ist, kann sie ja dabei auch ihren Schlosser behalten.“

Der Präsident. Und Sie haben sie zur Vernunft bringen wollen?

Der Angeklagte. Gewiß, ich habe ihr Moral gesagt.

Der Präsident. Sie haben eine saubere Moral!

Der Angeklagte (erstaunt). Warum wäre sie nicht sauber? Sie wollte nichts hören, die Kleine. Sie sagte, daß sie nur Montaubry liebe, daß sie nur ihn haben wolle und keinen Andern. Ein Hungerleider, der kaum neun Franken täglich erwirbt. Uns verdroß diese Weigerung, denn der reiche Pferdehändler hatte mir eine goldene Uhr geschenkt und hatte auch einen Korb Cognac ins Haus gesendet. Das war für die Alte. Sie ist ja da und kann es bezeugen.

Mutter Béguin. Jawohl, mein Herr.

Der Saaldiener. Ruhig!

Der Angeklagte. Acht Tage später wies sie einen Düngerfabrikanten aus Bondy zurück, einen Geldsack, der allnächtlich dreihundert Karren auffahren läßt, um den Inhalt der Kanäle nach seinen Fabriken schaffen zu lassen, von seinen Dampfpumpen gar nicht zu reden. Das ist nicht bitter; wie, Herr Präsident? Mir stieg sogleich der Senf in die Nase . . . (Heiterkeit im Auditorium) und ich suchte mir den Montaubry auf, den ich von der Gefühlsseite zu fassen trachtete.

Ich machte ihm begreiflich, daß er meine Schwester um ihre Zukunft bringe. Allein, er warf mich zur Thüre hinaus. Und dann ersann er mit der Kleinen einen furchtbaren Schlag, der uns Arme und Beine brach. Meine Mutter ist da, um es zu bezeugen.

Mutter Béguin. Jawohl, mein Herr.

Der Saaldiener. Ruhig!

Der Angeklagte. Sie faßten den geheimen Plan, sich in legitimer Weise mit einander zu verheirathen. Glücklicher Weise hatte die Kleine noch nicht das nöthige Alter und kann ihr bis dahin noch die bessere Einsicht kommen. Ich aber, Herr Präsident, der ich sozusagen das Familien-Oberhaupt bin, weil es bei uns von Mutter auf Tochter niemals einen Vater gegeben hat, ich mußte meine Maßregeln treffen, um das Kind zu hindern, sich den Mühlstein an den Hals zu hängen. Das Mädel hätte eine so schöne Zukunft haben können, wenn sie Vernunft angenommen hätte. Ich war ein wenig lebhaft, Das leugne ich nicht; aber an meiner Stelle . . . hätten Sie auch nicht anders gehandelt, Herr Präsident! Ich bin kein schlechter Junge; aber die Ehre der Familie geht mir über Alles. Ich bin nun einmal so! . . .

Nach Vernehmung der Zeugen, welche die offenen und bestimmten Aussagen des Angeklagten bestätigen, wird der schöne Anatol Béguin zu sechs Monaten Gefängniß und zweihundert Franken Geldstrafe verurtheilt.

Bei der Verkündigung dieses Urtheils läßt sich ein gelendes Geschrei vernehmen und sechs Paar Beine, sehr appetitlich mit sechs Paar Phantasie-Strümpfen bekleidet, kommen aus Wolken schneeweißer Spitzen zum Vorschein und fuchteln heftig durch die Luft. Es sind: Nana die Gepfefferte, die dicke Titine, die schmale Nini, Hélène des Ternes und die beiden älteren Schwestern Anatols, die das Bedürfniß fühlen, in Ohnmacht zu fallen, um sich interessant zu machen. Mutter Béguin, der ihr Alter solche Bewegungen nicht gestattet, versetzt Clarissen, die ganz ruhig geblieben ist, eine mächtige Maulschelle.

— Da hast Du, Schlosserin! schreit sie; nimm Das als Abschlags-Zahlung. Bin ich verheirathet? Sind Deine Schwestern etwa verheirathet? Und hindert uns Das, in gutem Ansehen zu stehen bei dem Gewürzkrämer und bei dem Weinhändler?

Bei der Rückkehr nach der Montmartre-Vorstadt, auf der Imperiale des Omnibus tauschen die Herren Kimmel, Rothmond und Eugen du Trone, deren Damen beim Verlassen des Justiz-Palastes Beschäftigung gefunden haben, ihre verbiterten, aber philosophischen Ansichten aus.

— Seht ihr, sagt der Eine, diese H. . . Republik gibt den Frauenzimmern schöne Lehren! Wenn Das so fortgeht, werden die Männer arbeiten müssen.

— Ja, ja; es ist die höchste Zeit, eine kleine Revolution zu machen, meinte ein Anderer.

Jugend-Ideale.

Nun bin ich gewappnet, nun zieh' ich hinaus
In die Stürme, die Kämpfe des Lebens,
Will gerne besteh'n auch den härtesten Strauß,
Ich weiß doch den Streit nicht vergebens!
Die Niedertracht, Falschheit und Heuchelei,
Die Lüge, wohin sie auch flüchtet,
Auf all' meinen Wegen, da wird sie auf's neu'
Verfolgt und bekämpft und — vernichtet!"

So tritt in's Leben ohne Bagen

Der Jüngling um den Kampf zu wagen,

Für Treu' und Wahrheit tritt er ein,

Sein Blick ist frei, sein Herz ist rein.

Und vorwärts dann stürmt er auf steigender Bahn
Den türkischen Feind zu erlegen,
Das Schwert aus der Scheide, — nun kommt nur
heran —

Da tritt ihm — ein Mädchen entgegen . . .

Mit lächelndem Munde, mit wogendem Haar,
Mit liebeverkündenden Blicken, —

Da zieht's in das Herz ihn so wunderbar,

Da faßt ihn ein trunk'nes Entzücken. —

Es zwingt die Liebe hier zu säumen,

Ein Stündchen nur will er verträumen . . .

Und als er wieder denkt der Pflicht,

Da ist er alt und hat die Gicht!

Ignaz Pauer.

Die Gedenkfeier.

Von Armand Silvestre.

I.

Der Herr Bürgermeister von Kops, einer Stadt in Belgien, welche die Geographen hartnäckig vergessen, auf die Landkarten zu stellen, zerbrach sich seit langer Zeit den Kopf, um irgend eine lokale Feier zu ersinnen, welche bewirken würde, daß man von dieser unbeachteten Stadt ein wenig spräche. Eines Tages, nachdem er zum hundertsten Male die städtischen Archive durchstöbert hatte, gewann er die Ueberzeugung, daß der berühmte Doktor Diafoirus, welchen Molière unsterblich gemacht hat, aus Kops gebürtig war. Mehr brauchte er nicht. Wohl war dieser merkwürdige Arzt seit mehr denn hundert Jahren todt; allein, da man bei seinem Ableben vergessen hatte, ihm die gebührenden öffentlichen Ehren zu bezeugen, dachte der Herr Bürgermeister, daß man diese Unterlassung einer einfachen Verzögerung zuschreiben könne; und so gab er denn urbi et orbi durch Zeitungen und Prospekte kund und zu wissen, daß die hundertjährige Gedenkfeier des Diafoirus



durch unerhörte Belustigungen gefeiert werden solle. Versammlungen, Liedertafeln, Festreden, Triumph-Pforten, Bankete, Volksbelustigungen, Festzüge, Theater paré, Feuerwerk sollte es geben, kurz ein riesiges, noch nicht dagewesenes Programm. Sämmtliche medizinische Körperschaften Europa's beschloffen, der Einladung Folge zu leisten und sich bei diesem Feste vertreten zu lassen. Die Fakultät von Paris war nicht unter den letzten; sie betraute den Doktor Leuslé du Pétard mit der viel umworbener Mission, sie bei den Festlichkeiten in Kops zu vertreten. Obgleich noch ziemlich jung, hatte der Doktor Leuslé du Pétard sich doch schon, dank einigen raschen und Aufsehen erregenden Todesfällen, einen bedeutenden Ruf erworben, nicht minder auch dank seiner berühmten Schrift: „Die Kunst zu sitzen oder die augenärztliche Wissenschaft in der Anwendung auf Personen mit sitzender Lebensweise.“ Es war dies ein Werk voll neuer, überraschender Wahrnehmungen, mit welchen die Erfindung eines Monocles für hartleibige Personen Hand in Hand ging. Er war im Uebrigen ein guter Kerl und grollte nicht im Mindesten den Leuten, die er ins Jenseits spedirt hatte. Er war demnach durchaus geeignet, in Flandern jene heitere, geistreiche, gemüthliche Nation zu repräsentiren, als welche die Franzosen bekannt sind.

— Kommst Du mit? fragte er unsern Freund Jacques.

— Unter welchem Titel? entgegnete dieser.

— Nun, als Journalist, wenn Du willst. Die Presse ist ja eingeladen.

— Im Grunde hast Du Recht; da ich für kein Blatt schreibe, bin ich Journalist.

Und Jacques, der sich in Paris gerade sehr langweilte, packte seinen Koffer.

II.

Der Herr Bürgermeister von Kops hatte entschieden, daß die Gäste der Stadt bei den Bürgern einquartiert werden sollen. Denn man ist in Belgien sehr gastfreundlich. Der Herr Stadtrath van den Bourik war denn auch nicht überrascht, als zwei edle Fremde vor seiner Thüre erschienen und ihm die folgenden Karten überbracht wurden: „Doktor Leuslé du Pétard von der Pariser Fakultät“ und „Jacques Moulinot, Redakteur der „Politischen und literarischen Erfindungen“. Ohne sie persönlich zu empfangen, — denn Herr van den Bourik war ein stolzer Mann — ließ er sie durch seinen Hausverwalter in einem hübschen Zimmer unterbringen, wo eine sehr begehrenswerthe Magd, die auf den Namen Apollonia hörte, ihnen alsbald ein reichliches Mahl auftrug. Man war erst am Vorabende des großen Tages; die Stadt hatte bereits ihr Festkleid angelegt. Das Erscheinen der Sterne am Abendhimmel sollte mit Kanonensalven und Retraite-Musik begrüßt werden; im großen Stadt-Theater zu Kops, das dem Publikum alle fünf Jahre einmal offen stand, wurde „der Hammelfuß“ gegeben, zu einem Vaudeville mit drei Personen eingerichtet.

Als unsere Freunde ihren Kaffee getrunken und ihre Zigarren angezündet hatten, sagte der unverwüthliche Leuslé du Pétard:

— Laß uns ins Theater gehen!

— Meiner Treu, nein! entgegnete Jacques; ich schone meine Kräfte für morgen.

— Wie Du willst, Faulleuger.

Und der Doktor ging allein, Jacques in träumerischer Stimmung zurücklassend. Dieser dachte an seine letzte Geliebte, die ihn betrogen hatte und zugleich an den köstlich geformten Busen Apolloniens, von welchem er, weil das Busentuch der Magd schlecht geschlossen war, ein Winkelfchen erblickt hatte, das einem Schneeball glich.

III.

— Herein!

Man hatte leise an die Thüre des Zimmers geklopft, wo Jacques zwischen der Schwermuth der Erinnerungen und dem wonnigen Kitzel der Hoffnungen schwankte, ein Gemüths-Zustand, der stets große Gefahren für die Tugend in sich birgt. Apollonia trat ein. Jacques war sogleich geblendet und faßte die kühnsten Pläne. Allein Apollonia schien ganz und gar nicht zum Schäkern geneigt. Sie legt einen Finger an die Lippen und sagt mit geheimthuender Miene:

— Mein Herr! Meine Gebieterin, die allein zuhause ist, wurde plötzlich unwohl. Da sie weiß, daß es einen berühmten Arzt unter den französischen Gästen gibt, welche wir zu beherbergen die Ehre haben, hat sie mich beauftragt, ihn zu holen. Sind Sie es zufällig?

— Gewiß! rief Jacques mit der ihm eigenen Geistesgegenwart.

Und er folgte Apollonia, jene wichtige Miene annehmend, die dem Arzte geziemt. Seine Führerin geleitete ihn in ein prunkvoll eingerichtetes Gemach, das in ein Halbdunkel getaucht war. Hier lag auf einer Chaise-longue eine junge Frau, ganz eingehüllt in die Spitzen ihres Hauskleides. Jacques hatte es bald weg, daß diese nachlässig daliegende Dame wunderbar schön sei und daß er alle Ursache habe, mit sich zufrieden zu sein ob der Kühnheit, mit welcher er sich für den Arzt ausgegeben. Die Dame entfernte mit einer nachlässigen Bewegung ihrer weißen Hände die schweren schwarzen Flechten, die ihr Gesicht verbargen, und sprach:

— Es ist ein seltsamer Dienst, um welchen ich Sie bitte, Doktor, sagte sie mit einer Stimme, die so zart und harmonisch klang wie der Senfzer einer Flöte. Ich möchte einen Punkt aufgeklärt wissen, welchen ich nicht dem Arzte meines Gatten vorlegen will. Ich kann wohl auf Ihre Diskretion zählen?

— Haben Sie volles Vertrauen zu mir, Madame! rief Jacques begeistert aus.

— Nun denn, Doktor, fuhr die anbetungswürdige Klientin erröthend fort, — ich möchte wissen, ob ich nicht in naher Zukunft Mutter werde?

— Das wollen wir sogleich sehen, sagte Jacques mit unverbrüchlichem Ernste.

Ich weiß nicht, wie er die Sache anfang; allein drei Minuten später hatte der falsche Arzt eine tüchtige Maulschelle und die reizende Frau van den Bourik jagte ihn aus dem Zimmer, indem sie ihm nachschrie:

— Glender! Das soll er erfahren.

— Ich hätte mich doch lieber an die Magd halten sollen, sagte sich Jacques, dem es nicht an einer philosophischen Schulung fehlte.

Einen Augenblick später erschien Apollonia bei ihm, um ihm ein Geständniß zu machen, das nicht viel verschieden war von demjenigen ihrer Herrin, und holte gleichfalls seinen ärztlichen Rath ein. Hier verlief die Sache weniger tragisch.

IV.

— Nun, wie hast Du Dich beim „Hammelfuß“ unterhalten?

— Oh, vortrefflich! erwiderte der Doktor. Ich habe im Theater die Bekanntschaft einer bezaubernden Frau gemacht, einer wahren Rubens-Figur. Den ganzen Abend bin ich nicht mehr von ihrer Seite gewichen, und wenn ich jetzt — um 3 Uhr Morgens — heimkehre, so geschieht es nur aus Respekt für das Haus unseres Wirthes; denn am liebsten hätte ich außerhalb des Hauses geschlafen.

— Daran thatest Du sehr Recht, entgegnete Jacques; man muß die Leute, die uns so gut empfangen, mit allen gebührenden Rücksichten behandeln.

— Guten Abend!

— Gute Nacht!

Am folgenden Morgen erschien der Hausdiener des Herrn Stadtrath, mit einer gewissen Feierlichkeit in Miene und Haltung:

— Ich suche den Herrn Doktor Leuslé du Pétard, sprach er.

— Der bin ich, erwiderte der echte Leuslé.

— Der Herr Stadtrath läßt Sie bitten, sich in sein Arbeitszimmer zu begeben; er habe mit Ihnen zu reden.

— Ich komme sogleich.

Und als der Hausdiener draußen war, sagte er zu Jacques gewendet:

— Ich sehe schon, wo Der hinaus will. Es ist einmal nichts umsonst in dieser Welt. Dafür, daß er uns beherbergt, will dieser Stadtrath meinen ärztlichen Beistand in Anspruch nehmen. In seiner Eigenschaft als Beamter führt er eine sitzende Lebensweise. Es scheint, daß er meine wissenschaftliche Abhandlung gelesen hat; wenn er nur nicht verlangt, daß ich ihm ein künstliches Auge einsetze.

Allein Jacques war nicht so ruhig wie sein Freund.

Als dieser nach einer Viertelstunde aus dem Zimmer des Stadtrathes zurückkehrte, war sein Antlitz vom Zorn entstellt.

— Er weiß Alles und ist wüthend über mich, dachte sich Jacques.

Doch der Doktor Leuslé du Pétard ging im Zimmer erregt hin und her und rief mit Geberden der heftigsten Entrüstung:

— Das ist doch zu stark! Ist es möglich, daß ein Mensch so einfältig sei! Sich zu erzürnen und mich so zu behandeln wegen einer Kleinigkeit!

— Um? Was hat er Dir denn gesagt? fragte Jacques.

— Er kam mit den Worten auf mich zu: „Mein Herr! Sie haben sich gestern Abend wie ein Schlingel betragen gegenüber einer Frau, die allen Respekt verdient.“ Ich begriff sogleich, daß er gestern im Theater meine Vertraulichkeiten mit der Dame gesehen haben muß, von der ich Dir erzählte und die sicherlich seine Geliebte ist.

— Nun, und was hast Du ihm geantwortet?

— Ich sagte ihm ganz einfach: „Mein Herr! ich bin untröstlich, Ihr Mißfallen erregt zu haben; allein man ist mir auf halbem Wege entgegen gekommen.“

— Nun, und dann?

— Und dann schien er sehr überrascht. „Schwören Sie mir bei Ihrem Ehrenworte, mein Herr“ — fuhr er fort — „daß Sie von Seite dieser Frau Verlockungen ausgesetzt waren?“ — „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf“ — antwortete ich ihm ohne Zögern, „und ich werde sie wohl zu zwingen wissen, daß sie selbst es Ihnen sage.“ — „Es genügt“ — sagte er dann, und indem er sich an die Stirne griff, rief er schmerzlich aus: „Ach, die Weiber!“

— Und weiter?

— Und weiter ist er wieder in Zorn gerathen und hat mich angeschrien: „Gleichviel, mein Herr! Man darf sich nicht so betragen in einer Stadt, wo man offiziell empfangen werden und wo man eine große Nation repräsentirt. Sie entehren Frankreich!“

Und er verließ mich, gestikulirend wie ein Rasender.

— Hat man je gehört? Sich dermaßen zu ereifern wegen eines Dämchens, das mit den Worten auf mich zukam: „Zahlst Du ein Bier?“ Aber ich will ihm Das nicht so hingehen lassen! Entweder er wird seine Beleidigungen zurücknehmen oder — wir werden sehen!

V.

Jetzt trat Apollonia ein. Mit betrübter Miene überreichte sie Jacques ein sorgfältig versiegeltes Billet. Dieser sah es durch und reichte es seinem Freunde.

„Doktor! hieß es da; verzeihen Sie meine momentane Erregtheit. Ich begreife, daß Sie solch' höllischen Koketterieen nicht widerstehen konnten. Sie sind das Opfer des schändlichsten Verrathes; denn, erfahren Sie es: sie selbst hat mich gegen Sie aufgereizt! Und schließlich eine Bitte. Sie werden mich verbinden, wenn Sie dieses Haus schleunigst verlassen, wo ich Sie mit Vergnügen als meinen Gast empfing, wo aber Ihr fernerer Aufenthalt für alle Betheiligten nur peinlich wäre.“

— Da er sich entschuldigt, habe ich nichts mehr zu sagen. Gehen wir!

— Ja, gehen wir, sprach Jacques. Aber Du wirst zugeben, mein Lieber, daß es nicht sonderlich angenehm ist, mit einem Herrn zu reisen, dessen unanständiges Betragen uns solchen Anfechtungen aussetzt. Du kannst lange warten, bis ich Dich auf Deinen Reisen wieder begleite.

Doktor Leuslé du Pétard schwieg im Bewußtsein seiner Schuld.

Caviar-Schnitten.

Hinter den Coulissen.

Graf Nisi zu einer kleinen Balletuse:

— Wenn Sie mich wirklich lieben, wie Sie behaupten, so geben Sie mir einen Beweis Ihrer Gunst.

— Gut; ich erlaube Ihnen, meine Schuld bei meiner Modistin zu bezahlen.

— Und dann?

— Dann werde ich neue machen.

*

Von der Straße.

Ein feiches Dämchen trippelt auf der Ringstraße dahin; hinter ihr geht ein Herr mit einem Regenschirm.

Da meint ein vorüberkommender Schusterjunge:

— Nicht wahr, Fräulein, ein kleiner Platzregen wäre jetzt gut?

*

Aus dem Album eines Weiberfeindes.

— Welches Glück, daß Gott zuerst die Welt und erst dann das Weib erschaffen hat! hätte er zuerst das Weib erschaffen, so hätte er wahrscheinlich die Lust verloren, die Welt zu erschaffen.

*

Vom Theater

Am K.-Theater wird von einer bevorstehenden Heirath gesprochen.

— Wer ist's? fragt alle Welt neugierig.

— Olga ist Braut.

— Mit wem?

— Mit dem ersten Liebhaber.

— Ach, meint die boshafte Naive, Fräulein Ida, naserümpfend, bei ihr wird er es nicht sein.

*

Fräulein Manzi ist direkt vom Waschtrog weg zur Bühne gegangen.

— Fräulein wollen gewiß Shakespeare-Darstellerin werden, meint ein boshafter Journalist.

— Das werde ich mir ausbitten! eifert Fräulein Manzi, wenn heutzutage ein anständiges Mädchen zum Theater geht, setzen die Herren gleich das Schlechteste von ihr voraus!

*

Spröde.

Herr K. will einem Dämchen ein Billet in die Hand schieben.

— Ich bedauere sehr, mein Herr, schreit das Fräulein ihn an, — es gibt nur einen Mann in der Welt, von dem ich Briefe annehme.

— Und wer ist der Glückliche?

— Der Briefträger!

Rigoletta.

Novelle von Maurice von Stern.

Dr. Arthur Breyer war einer jener jungen Aerzte in Berlin, die außer einem gefälligen Aeußeren, ihrem Doctor-Diplom und — vielen schönen Hoffnungen nichts ihr Eigen nennen dürfen. Er hatte bei seiner Etablierung eine nett ausgestattete Wohnung unter den Linden bezogen, wo er nun täglich von 9—11 Uhr Vormittags und 4—6 Uhr Nachmittags Patienten zu empfangen bereit war.

Wer aber nicht kommen wollte, waren die Patienten. Jedesmal, wenn der schrille Klang der Glocke ertönte, schnellte unser Freund mit nervöser Hast aus dem bequemen Lehnstuhl auf, in welchem er, Zigarretten rauchend, Betrachtungen über die Ungerechtigkeit des Schicksals anzustellen pflegte, — und immer wieder war es eine Enttäuschung. Anstatt eines heilung suchenden Patienten ließen sich immer nur der Briefträger, der sich dank seinem Berufe einer trefflichen Gesundheit erfreute, der Hauswart mit seinem rothen Vollmondsgesicht, oder aber dann und wann ein Kammerkätzchen blicken, das sich mit kokettem, schelmischem Lächeln über den Doktor ohne Praxis zu belustigen schien.

Schon hatte der müßige Jünger Aeskulaps alle Hoffnung auf eine Besserung der Chancen aufgegeben, als eines schönen Morgens hastig die Glocke geläutet und dem „Herrn Doktor“ ein patshoulidustendes, kaum leserliches Billet übergeben wurde, welches ihn an das Lager einer Kranken berief. Der Herr Doktor sollte sich ja recht beeilen, die Demoiselle sei sehr leidend, sie habe ihren Fuß verstaucht.

Mit kühler Herablassung entließ Dr. Breyer den Bedienten, und mit einer leicht hingeworfenen Bemerkung, daß er so bald als thunlich kommen werde. Trotz dieser scheinbaren Kaltblütigkeit konnte sich unser junger Freund, als er, nach Hut und Handschuhen langend, sich sofort dazu anschickte, seine erste Krankenvisite abzustatten, eines heftigen Herzklopfens nicht erwehren. Der erste Patient! Und noch dazu eine Dame, vielleicht eine junge, schöne, lebenswürdige Dame! Arthur er tappte sich, als er, vor dem Spiegel stehend, seine hübsche Erscheinung musterte, zu seiner Beschämung auf der Versuchung, das rosigte, duftende Billet an die Lippen zu führen.

Die leicht begreifliche Neugier des jungen Arztes wurde auf keine harte Probe gestellt. Sein Weg führte ihn zu einem nahegelegenen, kleinen, aber eleganten Hôtel, das, wie er wußte, vorzugsweise von Jüngern und Jüngerinnen Italiens und Terpsichorens bewohnt wurde. In großer Aufregung betrat Arthur, nachdem er vorher angemeldet worden war, die Wohnräume der Patientin, das „Unheiligthum“ der Demoiselle Rigoletta Bernard, Solotänzerin am Residenz-Theater.

Der Anblick, der sich ihm hier bot, war ganz dazu angethan, ihn vollends zu verblüffen. Er stand in einem eleganten Gemach, dessen atlasgepolsterte Wände mit hohen Spiegeln und einigen, der griechischen Mythologie entlehnten Gemälden von zweifelhafter Decenz geschmückt waren; den Fußboden zierte ein prächtiger persischer Teppich, in welchen der Fuß bis an den Knöchel versank; alles Uebrige war malerische Unordnung. Zerpfückte, halbverwelkte Bouquets von Veilchen, Kamelien und

Drangenblüthen lagen im Zimmer umhergestreut; auf Tischen und Stühlen sah man unordentlich hingeworfen eine bunte Kollektion von weiblichen Bekleidungsgegenständen, von Handschuhen, zierlichen, zertanzten Ballschuhen, seidenen Strümpfen, die augenscheinlich schon getragen waren, von Korsets, Schmuckgegenständen und allem möglichen weiblichen Tand. Und Rigoletta, die Besitzerin all' dieser Reichthümer, lag nachlässig hingestreckt auf einer Causeuse, den verletzten, vom schwarzseidenen Strumpf umhüllten Fuß mit dem rechten Händchen, wie in krampfhaftem Schmerz, umklammernd.

Es war eine freche und doch reizende Erscheinung. Ein pikantes Gesichtchen, das selbst der Ausdruck des heftigen Schmerzes nicht entstellen konnte. Die Lippen wie in leisem Schmollen verzogen, gemahnte sie an ein trotziges, eben bestrafte Kind. Sie näher beschreiben, wäre ein ebenso schwieriges Kunststück, wie die Beschreibung des intimen, warmen, berausenden Duftes, welcher das Zimmer durchdrang, wie die Beschreibung des Goldstaubes auf den Flügeln des Schmetterlings, wie die Analyse der Morgenröthe, welche der Aufgang der Sonne auf den Wolken des Horizonts hervorzaubert.

Sie war keine Berliner, sondern eine echte Wiener Pflanze von der braunen Couleur. Große, prächtige, schwarze Augen, ein ungemein zierliches, gerades Näschen, ein Mund, klein und niedlich, wie eine halbgeöffnete Rosenknospe, schwelende Formen von jener angenehmen Fülle, welche die Schlankheit der Gestalt nicht beeinträchtigt, ein blendend weißer Marmorint, so selten an Brünetten: das waren die äußerlichen Vorzüge, welche Gott in einer gütigen Laune der sündhaften kleinen Tänzerin geschenkt hatte.

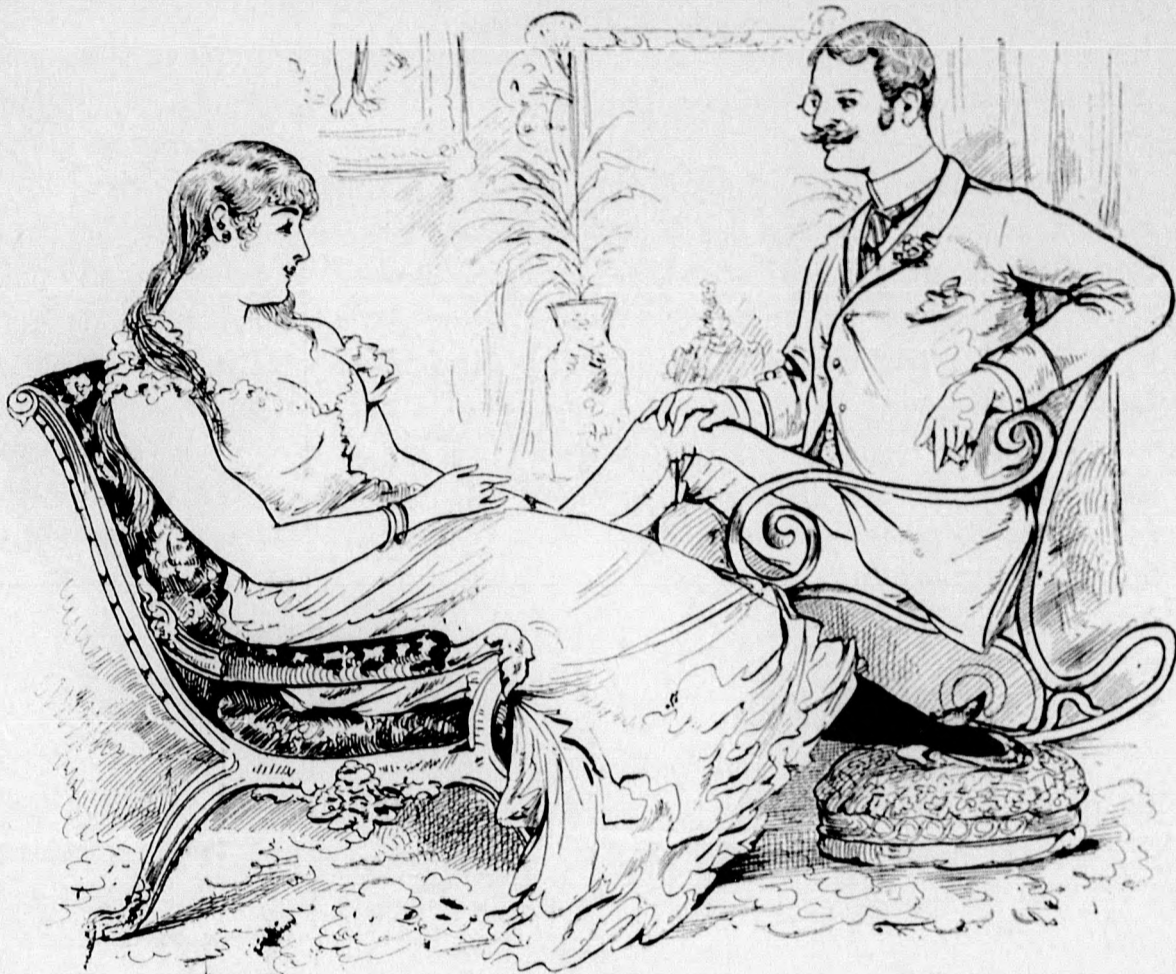
Augenscheinlich war Rigoletta überrascht. Sie hätte Alles erwartet, nur nicht den Besuch eines Doktors, der so hübsch und jung war, wie Dr. Breyer.

Sie erhob sich in eine halb sitzende Stellung und ließ in beachtlicher Kofetterie ihre blüthenweißen Röcke, sowie den schneeigen Spizensaum ihres Beinkleides sehen, welches das reizendste Knie umspannte, das je das Auge eines Malers entzückte.

„Sie abscheulicher Mensch! Warum kamen Sie nicht früher? Ich hätte in dieser Zeit vor Schmerz und Angst sterben können! O, wie thut der Fuß mir weh! Helfen Sie mir, lieber Doktor, helfen Sie mir!“

„Ihr Vorwurf, mein Fräulein, trifft mich mit Unrecht, da ich ja eben erst gerufen wurde,“ erwiderte Arthur, der seine Fassung allmählig wiedergewonnen hatte. „Wie haben Sie sich die Verletzung zugezogen?“

„O, gestern Abend beim Tanz im Theater fiel ich so ungeschickt; Alles lachte. Ich will es ihnen aber zeigen, den Mackern! Sie wissen, es wurde „Excelsior“ gegeben. Es ist doch hoffentlich nichts zerbrochen?“



„Davon wollen wir uns sogleich überzeugen. Wollen Sie die Güte haben, mir den verletzten Fuß zu präsentiren!“

Arthur kniete nieder, um die erforderliche Untersuchung vorzunehmen. Nun aber sträubte sich das kapriziöse Geschöpf; sie wollte nichts von einer Untersuchung wissen; sie schämte sich; sie wolle einen anderen Arzt.

„Wie Sie wollen, mein Fräulein,“ erwiderte Arthur. „Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!“

Mit diesen Worten erhob sich unser Freund, dem das Herz fast hörbar an die Rippen schlug, und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Bleiben Sie doch, Sie abscheulicher Mensch! Wenn es denn sein muß; aber sagen Sie, thut es sehr weh?“ Dabei verzog sie ihr Gesicht in gar possierlicher Weise, halb schmerzlich, halb spöttisch, augenscheinlich durch die Neuheit der Situation belustigt.

Nun streckte sich schüchtern das reizendste Füßchen unter dem Saum des Seidenkleides hervor, das in knisternden Falten ihren jungen Leib umrauschte.

„Haben Sie die Güte, sich Ihres Strumpfes zu entledigen. Es ist zur Untersuchung durchaus nothwendig.“

Rigoletta erröthete bis über die Schläfen; dieser Wunsch, so einfach, so natürlich, so selbstverständlich er war, erschien ihr als eine unerhörte Dreistigkeit. Dieselbe Frau, die sich allabendlich in Trikots vor dem Publikum präsentirte und sich ohne Scheu von tausend heißen Männerblicken von Kopf bis zu Füßen betastet ließ, schämte sich, nur ihren Fuß vor dem Arzte zu entblößen.

Ängstlich und widerwillig schaute sie Arthur von der Seite an und beruhigte sich erst, als sie auf seinem Antlitz den Ausdruck vollkommener, aber ach! — nur erheuchelter Ruhe zu sehen glaubte.

Mit nervöser Hast löste sie, zuckend vor Schmerz und Scham, das Strumpfband und streifte die schwarzseidene nei-

dische Hülle von dem verletzten Gliede, welches, eine leichte Geschwulst am Knöchel abgerechnet, so entzückend ausschaute, als wäre es soeben aus dem Atelier eines Bildhauers hervorgegangen.

Bei der Untersuchung, welche Arthur mit zitternder Hand anstellte, zeigte sich, daß nur eine leichte, wenn auch schmerzhafteste Sehnenstreckung stattgefunden hatte.

„In einigen Tagen werden Sie wieder tanzen können, wenn Sie meinen Weisungen folgen, d. h. sich ruhig verhalten und Eisumschläge machen.“

Der Aermste hätte der Eisumschläge eben so sehr bedurft, als seine reizende Patientin! Umso mehr, als dieselbe, nachdem sie das Peinliche der Situation überwunden, ein wahres Schnellfeuer der Koketterie entwickelte. Mit einer an Naivetät grenzenden Schamlosigkeit lehnte sie sich in die weichen Polster zurück und ließ ein perlendes Gelächter, dem Surren einer Taube gleich, an den weichen Atlaswänden dahinrieseln.

Dabei bligten ihre warmen, schwarzen Augen ihn muthwillig an, als wollten sie sagen: Ihr Herren der Schöpfung, Sklaven seid ihr der Frauen!

„Jetzt können Sie gehen,“ sagte Rigoletta mit unverschämter Gnädigkeit; „aber kommen Sie morgen wieder!“ Ein Lächeln, ein graziöse Handbewegung, ein leichtes Senken des allerliebsten Kopfes — er war entlassen.

*

Die seligsten Gefühle bestürmten Arthur, als er den Heimweg antrat. Es war ihm klar, daß er verliebt, bis über die Ohren verliebt sei in dieses kleine, unanständige und doch so liebenswürdige Geschöpf. Er, der Arzt, war nun selbst in einen Patienten verwandelt; wie ein Schlafrunkener schritt er einher; zum ersten Mal vergaß er das Rendezvous mit seinem Busenfreunde Georg v. Felsler im Klub; in den Straßen rannte er mehrere Personen an; in seiner Wohnung angelangt verübte er die tollsten Dinge: bald drückte er ein rosenfarbiges Billet an die Lippen, bald küßte er ein gleichfarbiges Strumpfband.

Am Abend wurde er aus seinem Tummel durch den Hauswart geweckt, der ein Couvert mit 100 Mark, sowie ein eigenhändiges Schreiben Rigoletta's überbrachte. Es muß gesagt werden, so prosaisch es auch ist, daß das so sehr erwünschte Geld, dessen Besitz ein seltsam vertrauliches Gefühl in Bezug auf die Spenderin in ihm erweckte, für einen Moment selbst die aufkeimende Liebe unseres Helden überschattete.

Nach schlaflos verbrachter Nacht fand sich Dr. Breyer am anderen Morgen pünktlich bei seiner Patientin ein, die, vollkommen munter, gerade damit beschäftigt war, den Eisumschlag zu wechseln. Sie erröthete ganz hübsch jungfräulich, als sie des jungen Mannes ansichtig wurde.

Die Besichtigung des leidenden Fußes, die übrigens etwas länger dauerte, als gerade nothwendig war, zeigte, daß die Geschwulst geschwunden und nur noch eine gewisse Schonung vonnöthen war. Rigoletta erklärte, sie fühle keinen Schmerz mehr und dankte dem jungen Arzte für die vortreffliche Behandlung. Damit gab sie aber unwillkürlich das Signal zu einer Scene, die sie nicht wenig überraschen mußte.

„Auch ich sollte Ihnen danken, mein Fräulein, rief Dr. Breyer, für das mir gesandte reiche Honorar; aber denken Sie sich, ich bin so unbescheiden, von dem Lohn, der mir geworden, nicht befriedigt zu sein; Sie müssen mich besser belohnen, als Sie es gethan!“

Dabei ließ sich Arthur, dem die Leidenschaft die Sinne raubte, auf die Kniee nieder, ergriff den kleinen, zierlichen Fuß, noch kühl von den Eisumschlägen, und drückte seine glühenden Lippen auf die blendend weiße Haut, — nicht einmal, sondern häufig und in schneller Aufeinanderfolge. — —

„So! So!“ — —

Was nun folgte, läßt sich nicht so schnell erzählen, als es passirte. Rigoletta erhob sich mit funkelnden Augen, die Rechte wie zum Schlage ausholend, und stieß, roth vor Zorn die Worte hervor:

„Sie Unverschämter! Wie kommen Sie dazu, eine wehrlose Dame so brutal zu beleidigen? Das sollen Sie mir büßen! Die Peitsche verdienen Sie, ja, die Peitsche! Augenblicklich machen Sie, daß Sie hinauskommen, oder ich will Sie durch den Portier hinunterbefördern lassen!“

Arthur fand keine Zeit, auch nur eine Entschuldigung zu stammeln; er wankte wie ein Trunkener auf die Straße hinaus. Aber — die Schlechtigkeit der Männer ist wirklich enorm! — es kann nicht geleugnet werden, er empfand keine Gewissensbisse, er war vollkommen mit sich zufrieden. Ja, er triumpbirte sogar, er schwelgte in der beseligenden Erinnerung, das holde Wesen geküßt zu haben, so geküßt zu haben, wie er noch nie zuvor ein Weib geküßt hatte.

Am Abend des drittnächsten Tages sah man etwas, das selten genug passirte: Dr. Breyer, der von seinen Freunden als Moralist und Anhänger der Frauenemanzipation verspottet wurde, wohnte einer Balletvorstellung im Residenz-Theater bei und bewunderte Rigoletta, die ihm schöner als je zuvor erschien, in der lustigen Hülle des kurzen Ballettkleidchens. Sie bemerkte ihn, würdigte ihn jedoch keines Blickes und ließ ein Bouquet von Narzissen und Orangenblüthen, das er ihr zugeworfen hatte, unberührt liegen.

Der nächste Tag verging unserem Freunde in trübem Brüten; traurig blickte er in die Flammen des Kaminsfeuers; die Zukunft ohne Rigoletta erschien ihm grau in Grau.

Es wurde Abend; die Schatten der Nacht senkten sich auf die Riesenstadt; im Nebel flammten gespenstisch die Laternen; verworren und gedämpft drang das Geräusch der Tritte von der Straße herauf; dazwischen ein Peitschenknall, ein Schimpfwort, ein Gelächter. Und Arthur entschlummerte, im Stuhle sitzend, wie ein Kind, das sich in Schlaf gesungen hat. Aber welch' ein großes Kind! Ein „Kind“ von 28 Jahren mit prächtigem, schwarzem Schnurbart!

Er schlief und träumte, von wem anders, als von Rigoletta! Er sah im Traum, wie sie zornig vor ihm stand und mit der Peitsche drohte; er träumte und träumte und hörte nicht wie geläutet wurde, wie der Portier die Thüre öffnete, wie eine flinke kleine Gestalt ins Zimmer huschte. Er erwachte in der denkbar angenehmsten Weise nicht eher, als bis weiche, zarte Lippen seine Stirne berührten und er eine süße Last auf seinen Knieen fühlte.

„Rigoletta!“

„Verzeihe mir! Still, rede nicht, laß mich Dich küssen! So! So! — — — Wie heißt Du? O, wie hübsch! Arthur, mein lieber Arthur! O, wie lieb habe ich Dich, Du guter, böser Mensch!“

Und sie küßte ihn wie besessen, daß ihm beinahe der Athem verging.

„O, Rigoletta, wie konntest Du so hart gegen mich sein? Fühltest Du nicht beim ersten Blick, daß ich Dich liebe, über Alles liebe, daß ich Dich zu meinem Weibe machen will, ja, zu meinem süßen, kleinen Weibe, das ich auf den Händen tragen will, dessen kleine Füßchen, die ich immer und immer wieder mit meinen Küßsen bedecken möchte, nie wieder den unbarmherzigen, harten Boden der Bretterbühne berühren sollen: Mein Lieb, mein für immer!“

Ja, wenn die Wände der Junggesellenwohnung des Dr. Breyer plaudern könnten, sie würden was erzählen — von Küßsen, Umarmungen und Schwüren, von Liebesgeflüster, vom überschäumenden Glück zweier Menschenkinder, die sich allen Regeln der zahlungsfähigen Moral zum Trotz liebgewonnen hatten mit aller Gluth der Leidenschaft, deren das Menschenherz fähig ist. — — —

Am anderen Tage wurde der Kontrakt mit dem Theaterdirektor Rigolettas gelöst.

Rigoletta und Arthur schwammen nun im Glück. Erstere streute das Geld mit vollen Händen aus, Letzterer kümmerte sich um keine Praxis mehr. An eine legale Verbindung wurde im ersten Rausch der Liebe natürlich nicht gedacht. Was fragt auch echte Liebesgluth nach Ehekontrakten oder nach priesterlichem Segen? Es erschloß sich den Liebenden ein Meer von Hoffnungen, ein heller Sonnenschein von Glück und Liebe. Alltäglich brachte Arthur seiner Geliebten die schönsten Blumen dar; ein Duft von Rosen, Veilchen und Narzissen füllte die traulichen Räume, welche Rigoletta bewohnte, und welche von Arthur oft genug auch in den heimlichen, verschwiegenen Stunden der Nacht besucht wurden.

Eines schönen Tages, nach einem Spaziergange im Thiergarten, saßen Arthur und Rigoletta in der Vorhalle eines Kaffeehauses unter den Linden, ganz versunken in den Sonnenschein ihres Glücks, sowie in die Vertilgung eines appetitlichen Poulard, welches sie mit einer Flasche Pommery Sec bespülten.

„Sag' einmal, Arthur, Du bist eigentlich auch ein Frauenemanzipator. Erkläre mir doch, wie Du Dir die Sache eigentlich denkst!“ Dabei nippte Rigoletta kokett an ihrem Glase.

„Ja, die Frauenemanzipation, meine Liebe, ist eine heilige Sache! Die Frauen, verstehst Du mich recht, sind heute geknechtet, sind Sklavinnen der Männer, eine bloße Beute männlicher Gier, männlicher Unerfättlichkeit und Brutalität. Das muß ein Ende haben! Zwar wollen wir das Weib seinem natürlichen Berufe nicht entfremden, aber wir wollen es befreien von seinen Sklavenketten, wir wollen nicht das Weib, wir wollen im Weibe den Menschen emanzipiren. Und dazu ist es nöthig, daß das Weib ökonomisch unabhängig werde. Ist einmal das ökonomische Band zerrissen, welches das Weib an den Mann fesselte, so wird die herrliche Aera beginnen, in welcher die Frauen auch an den Staatsgeschäften theilnehmen, ihre menschliche Individualität, welche heute im Geschlechtlichen aufgeht, unbeschränkt zur Geltung bringen und in allen Din-

gen unsere gleichberechtigten Freundinnen sind. Das Verhältniß der Geschlechter zu einander wird sich veredeln, das rohe, geschlechtliche Interesse wird einer reinen Sympathie der Seelen Platz machen und wir werden selig leben wie die Engel im Himmel.“

„Aber die Engel sind ja geschlechtlos, lieber Arthur!“ erwiderte Rigoletta, welche mit einem ironischem Lächeln die Tirade ihres begeisterten jungen Freundes angehört hatte. „Und dann glaube ich auch nicht, daß durch die materielle Unabhängigkeit der Frauen viel an dem Verhältniß der Geschlechter zu einander geändert wird. Die meisten Frauen wollen gar nicht unabhängig sein, sondern sind selig, wenn sie ihren Meister finden. Je herrischer derselbe ist, desto mehr lieben sie ihn, wie die Russinen und Orientalinen, welche es für die höchste Günst halten, von ihren Gatten gezüchtigt zu werden. Nein, die Sache liegt viel tiefer! Der Kampf um die materielle Unabhängigkeit berührt nur ganz äußerlich die geschlechtliche Frage. Ich glaube, das eigentliche sexuelle Problem, von welchem ihr Männer so viel philosophirt und von welchem wir Frauen, scheint mir, viel mehr verstehen, beginnt erst da, wo von der ökonomischen Frage und überhaupt von der langweiligen Politik nicht mehr die Rede ist. Ich denke, das ist eine — wie sagt man doch? — physiologische Frage. Die Gegensätze des Geschlechts sind durch nichts auszugleichen, nicht durch Freiheit, nicht durch Gleichheit und am Wenigsten durch Liebe. Alle Freundschaft zwischen Mann und Frau ist nur Schein; dahinter lauert immer der geschlechtliche Raskül. Sieh' mal, Arthur, wir lieben uns, aber wenn Du anfängst Politik oder Philosophie mit mir zu treiben und mich überhaupt als einen gleichberechtigten Menschen zu betrachten, so könnte ich Dich hassen. Wir Frauen lieben gar nicht die klugen und gelehrten Männer, nur die lustigen und verliebten. Ueberhaupt wenn wir uns nicht als Frauen und Männer, sondern als Menschen gegenüber stehen, so sind wir Feinde! Jawohl, Feinde! Denn die Spaltung in Geschlechter ist die klaffende Wunde der Menschheit; sie vernarbt nie und ist durch nichts zu heilen; sie trennt nicht nur die Leiber, sondern auch die Geister. — Feinde sind wir, unversöhnliche Feinde! Proßt Arthur, auf frischen, fröhlichen Krieg!“

*

Als Dr. Arthur Breyer am folgenden Tage bei Rigoletta erschien, wehrte das Stubenmädchen ihm den Zutritt und als er deswegen Pörm schlug, kam aus dem Salon ein hochgewachsener Herr in Uhlanen-Uniform zum Vorschein, der mit schnarrender Stimme ihm zurief:

— Machen Sie, daß Sie fortkommen, wenn Sie nicht am Kragen gefaßt werden wollen!

Von dem gellenden Gelächter Rigoletta's verfolgt stürmte Dr. Breyer die Treppe hinab.

Noch an demselben Tage theilte er dem Präsidenten der „Vereinigung zur Erlösung der Frauen“ mit, daß er dem Bunde fortan nicht angehören wolle, weil nach seiner Ueberzeugung die Frauen nicht werth seien, erlöst zu werden.



Mein Liebchen.

Du stehst, mein Lieb, gerade nicht
Im allerbesten Rufe.

Man legt kein allzugroß Gewicht
Auf Deine Bildungsstufe.

Man spricht von großem Uebermuth,
Von großer Affektirtheit,
Und im Verkehr mit jungem Blut
Von großer Ungenirtheit.

Man sagt wohl auch, daß man für Haar
Dich könnte leicht gewinnen;
Doch ob es einmal der Fall schon war,
Kann Keiner sich entsinnen.

Und ich bin glücklich, daß Du mir
Gehörst mit Fleisch und Blut.
Oft schlug an uns'rer Herzen Thür'
Der Liebe brausende Fluth.

Castor.

(2) Die sechs Dubois.

Roman von Maurice Montégut.

Noch nie hatte es eine einträchtigere Familie gegeben.
Gegen halb zwölf Uhr leisteten sie sich einen Schwur,
daß sie einander in ihren Testamenten nicht vergessen werden.
Dann ließen sie sich Champagner geben, tranken weiblich, ge-
wannen allmählig einen Dufel und schlummerten ein, Einer an
den Andern gelehnt.

Madame Machu war entzückt und gab ihnen aus der
Höhe ihren Segen.

Der Kellner Joseph, der sich mit den Resten der Flaschen
ebenfalls einen kleinen Schwips angezechet hatte, betrachtete mit
tiefer Rührung die Gruppe und murmelte:

— Welch' eine schöne Familie!

Doch jetzt ertönten die zwölf Schläge der Mitternacht
laut und feierlich durch den stillen Saal.

— Mein Gott! rief Rigobert in einem etwas harten
Deutsch, — heute ist morgen und morgen ist Dienstag; bin-
nen zehn Minuten wird die Dame hier sein.

Alle regten sich.

— Ach ja. Sie sind jetzt ein Deutscher, Vetter Rigobert.

— Ein Deutscher aus dem Elsaß, wie Sie sich wohl
denken können, mein Herr! Aber horch! ich höre . . .

In der That hörte man draußen den Signal-Hornstoß
durch die unwirthliche Nacht schallen wie eine Klage.

Der Wind hatte nachgelassen, dagegen regnete es mit
verdoppelter Heftigkeit; die Nacht war finster und unheimlich
still; matt und eingeschrumpft flimmerten die Lichter der
Station.

— Bei Gott! seufzte Florimond, die Nacht ist tragisch,
Blut würde bald hinweggeschwemmt sein . . .

— Der Wein stimmt Sie melancholisch, Vetter Poet,
entgegnete Antony; mich macht all'das Wasser nur verdrießlich,
weil es Wasser ist . . .

Doch seine Stimme ward übertönt von dem Pfiff und
dem Rollen des Zuges, der mit voller Dampfkraft heranlief.

Plötzlich wurde im Tunnel ein rothglühender Schein sicht-
bar, der immer mehr anwuchs und sich endlich über die
Gruppe ergoß.

Die Lokomotive ließ noch einen Pfiff vernehmen und
blieb, schnaubend und ruckweise den Dampf ausstoßend stehen.

In dem Glauben, daß dem Zuge eine Fluth von Rei-
senden entströmen werde, wagten es die Fünf nicht, demselben
entgegenzugehen, sondern streckten nur die Hälse aus der Thüre
des Buffets hervor, indem sie die Augen aufrißen, um mit
dem Blick das nächtliche Dunkel zu durchdringen.

Eine einzige Person verließ den
Zug: ein junges Mädchen.

Sie hüpfte behend aus einem Wag-
gon zweiter Klasse und schon ihre Be-
wegungen verriethen ihre große Jugend.

— Nicht meine Tante!

— Nicht meine Cousine!

— Nicht meine Schwester!

— Nicht meine Pathin!



— Nicht meine Bonne! riefen gleichzeitig fünf fröhliche
Stimmen.

Die elegante Unbekannte eilte unter dem Schutze ihres
Regenschirmes zum beleuchteten Buffet.

An ihrem Arm hing ein kleiner, schwarzer Beutel, der
ihr ganzes Gepäck zu bilden schien.

Die Fünf traten beiseite, um ihr den Weg frei zu ma-
chen, und kehrten sämmtlich bezaubert in den Saal zurück.

Die Reisende, die entweder in Folge der Eile oder ir-
gend einer heftigen Aufregung ganz erhitzt war, blieb plötzlich
stehen. Sie ließ ihre Handtasche fallen und indem sie das un-
gestüme Pochen ihres Herzens mit beiden Händen zurückzu-
drängen suchte, blickte sie um sich.

Madame Machu stieg von ihrem Throne und wälzte sich
würdevoll vor sie hin.

Josef machte seine Bücklinge.

— Madame, Madame . . . ist Herr Dubois hier?

— Herr Dubois? entgegnete die Hôtelbesitzerin — welcher?

— Jawohl, welcher? wiederholte Josef. Suchen Sie
Florimond oder Rigobert? Oder gar Saturnin? Auch nicht?
Also Antony? Vielleicht gar Theodor? Nichts ist unmöglich!
. . . Nun, Fräulein Marie, sie sind da, wählen Sie!

Durch diesen sonderbaren Empfang in Verwirrung ge-
bracht, blickte Marie verblüfft um sich; sie betrachtete mecha-
nisch die neben einander stehenden fünf Dubois, den Einen
nach dem Andern, und sprach endlich enttäuscht:

— Er ist nicht darunter.

Sie sank auf einen Stuhl nieder, verbarg ihren Kopf
in den Händen und man hörte ein ersticktes Schluchzen.

— Ein sechster Dubois . . . begann Josef frohlockend;
doch hielt er angesichts der Traurigkeit der Situation, von
einem außerlesenen Takte geleitet, plötzlich inne.

— Mein Fräulein, sprach Madame Machu im Tone des Mitleids, wenn Sie so freundlich wären, Ihre Worte zu erklären, so könnte ich Ihnen vielleicht mit einigen nützlichen Auskünften dienen, oder doch wenigstens Ihren Schmerz theilen und Ihnen, dem Zuge meines Herzens folgend, durch meine aufrichtigsten Mitleidsbezeugungen Trost spenden . . .

Die Fremde erhob den Kopf.

Und da konnte Jedermann sehen, daß sie von seltener Schönheit war; sehr jung und von einer Gestalt, welche — wie es die Hötelbesitzerin später bestätigte — danach angethan war, „selbst den Tigern Hyrkaniens Erbarmen, ja Liebe einzulösen“.

— Ich suche Herrn Didier Dubois, einen stattlichen und sehr schönen jungen Mann von 22 Jahren.

— Brünett, bartlos oder mit einem sehr spärlichen Barte, nicht wahr? fragte Josef, sich vordrängend.

— Ja, mein Herr.

Josef, der sich ob einer solchen Anrede sehr geschmeichelt fühlte, fuhr mit überlegener Miene fort:

— Graue Kleidung, ein brauner, runder Hut, elegante Manieren . . .

— Ja, das ist er! Didier! Sie haben ihn gesehen, mein Herr? wo? wann?

— Hier, gestern, mein Fräulein, zu dieser Stunde; er ließ sich ein Bouillon geben; unser Bouillon ist ausgezeichnet gut. Zur Stunde weilt er in Marseille, oder anderwärts; da ist eben der Hafen!

— Ich bin verloren! seufzte Marie und begann von neuem zu weinen.

Die Fünf waren ergriffen . . . So schön und so unglücklich . . . Arme Kleine! Sie schien mit Geld nicht gerade überladen zu sein.

Keiner hatte mehr die Lust zu schlafen.

Theodor löste sich von der Gruppe los und flüsterte vertraulich Madame Machu einige Worte zu, die mit mütterlicher Milde lächelte und an die noch immer fassunglos dastehende Marie herantrat.

— Mein liebes Kind, Sie werden Ihren schönen, jungen Mann wiederfinden; Ihr Verlobter, nicht wahr?

— Ja, flüsterte Marie unter Thränen.

— Aber der nächste Marseiller Zug fährt erst morgen Mittag hier vorüber.

— Ah, mein Gott!

— Sie müssen also schlechterdings unter diesem Dache schlafen, was ich Ihnen mit gutem Gewissen empfehlen kann.

— Sie werden vielleicht hungrig sein; nehmen Sie etwas zur Erholung, etwas Warmes . . .

— Ja, etwas Warmes . . .

— Zu Ihrer Erholung.

— Ein Bouillon.

— Ein Beefsteak.

— Ein Huhn . . . mit Bordeauxwein.



So sprachen die Fünf, die Alle zugleich Etwas anboten und sich um das junge Mädchen zu schaffen machten.

— Setzen Sie sich zum Kamin.

— Nehmen Sie diesen Stuhl, es ist der beste!

— Wünschen Sie vielleicht eine Fußdecke?

— Einen Grog vor dem Essen, das bringt Appetit . . .

— Und Ihren Didier werde ich Ihnen zur Stelle bringen.

Auf dieses Versprechen des Intriganten Theodor trocknete Marie ihre Augen und sie lächelte sogar einen Augenblick zur Freude Aller.

— Gott sei Dank!

— Wie schön ist es, wenn ein hübsches Mädchen lächelt, . . . hi hi! . . .

— Wie traurig ist es, wenn ein hübsches Mädchen geweint hat . . . he he! . . .

— Nun, nehmen Sie hier Platz! Haha!

— Vor Allem bemerke ich, mein Fräulein, — schloß Florimond, von einem plötzlichen kühnen Gedanken erfaßt — daß Sie von mir Alles annehmen dürfen, ja sogar müssen . . .

— Wie ???

Dieser fragende Ruf ertönte von allen Seiten.

Marie blickte Florimond verblüfft an.

Er aber fuhr im sichern Siegesbewußtsein ruhig fort:

— Didier Dubois ist mein Vetter. Sie sind seine Verlobte und werden seine Frau sein. Ich stehe zu Ihrer Verfügung, Cousine.

— Schlaues Vieh! brummte Rigobert, er hat mir diese Idee vor der Nase weggeschnappt!

— Ich bin nicht ganz sicher, ob ich nicht einen Bruder dieses Namens habe, riskirte Theodor.

Aber Niemand hatte ein Ohr für diese ebenso feste und verspätete, wie abgeschmackte Bemerkung.

Die leichtgläubige Marie reichte Florimond die Hand.

— Da wir Alle hier Vettern sind, ist Didier unser aller Vetter, bemerkte Saturnin.

— Wir sind es auch, gewiß, seit heute Abend, bemerkte trocken der Poet; ich und Didier aber sind es seit seiner Geburt.

— Meine Herren, in dieser Welt kommt Alles darauf an, wer ältere Rechte besitzt . . .

— Meine Cousine Marie wird vor Allem eine Kraftbrühe nehmen . . .

— Hören Sie Joseph? beeilen Sie sich!

Marie wurde galant zur Tafel geführt und nachdem sie sich erwärmt hatte, entledigte sie sich ihres Reisemantels, ihres Hutes und ihrer Handschuhe und erklärte sich bereit, zu speisen.

Die Fünf, die um sie herum saßen, betrachteten sie mit glühenden Blicken.

Gewiß, sie war schön, sowohl im Gesamteindruck wie im Einzelnen; an ihrer Gestalt, an ihrem Gesicht war nichts zu tadeln; ihre harmonische Schönheit bezauberte Jedermann.

Sie hatte braune Haare, einen blassen Teint, ausdrucksvolle Augen, die an Reinheit und Tiefe mit dem Quellwasser wetteiferten, einen kleinen, festen Kopf auf einem etwas langen Halse und eine elastische, jugendfrische Gestalt; sie war schlank, ohne mager zu sein und ihre zierlichen Füßchen erinnerten an diejenigen träger Kinder, die nicht gehen wollen.

Überdies war Alles anmuthsvoll an ihr; und wenn bei diesem Abenteuer, inmitten dieser Männer, an diesem fremden Orte ihr armer Verstand aus dem Geleise gerieth, bewahrte sie äußerlich dennoch ohne Zaudern und Schwanken jene freie, sichere Haltung, die nur Leuten eigen ist, welche zum Herrschen, Imponiren, Bezaubern geboren sind.

Unter dem überwältigenden Eindrucke, den sie ausübte, vergaß Rigobert sein Deutsch, Saturnin und Theodore ihre Selbstsucht, Antony sehnte ein Gemisch herbei, um Gelegenheit zu haben, sie mit einem Schlage zu retten, Florimond jauchzte vor Freude über seine List und bereitete ein Arsenal von gluthvollen Reimen vor, um diese vom Himmel gesandte Base zu besingen.

Daher war es kein Wunder, daß, nachdem Marie ihre Mahlzeit beendet hatte und Madame Machu sich die Ehre ausbat, sie in das schönste Zimmer geleiten zu dürfen, die Fünf in einer Front, unter tiefen Bücklingen, mit leidenschaftlich bewegten Stimmen ihr „gute Nacht!“ wünschten.

Daher hatte es auch seine Berechtigung, als Josef, der einen offenbaren Sinn für logische Schlüsse besaß, sich sagte:

„Verliebte Leute gleichen den Ratten: die eine geht und fünf andere kommen.“



Viertes Kapitel.

Was diese Nacht in den sechs Schlafzimmern vor sich ging. Sechs Monologe. Große Entschlüsse werden gefaßt.

Längst hätte das Bahnhof-Hôtel mit Recht die Firmatafel „zum Regenbogen“ ausstecken können, da jedes Zimmer eine andere Farbe aufwies, nämlich: blau, grün, gelb, indigo, veilchenblau, orangefärbig, roth.

Wie diese Zimmer mit ihren bunten Tapeten, so machten auch die in denselben befindlichen Möbel den Eindruck der Disharmonie: das krummbeinige Bett, der uralte, selten geöffnete Spind mit der knarrenden Thür und dem stellenweise durchsichtig gewordenen Spiegelglase, das verdächtig aussehende, übel duftende Nachtkästchen; die Toilette-Kommode mit den schlecht schließenden Schubfächern, in welchen alte, schmiedrige Zeitungen und einige verbogene Haarnadeln lagen; einige zerbrochene Kleider-Rechen, die nur ein einziger Nagel festhielt. Dazu ein gewisser Zug des Fremden, Unheimlichen, wenn man in diese Zimmer eintrat.

Fürwahr, das war nicht der Ort, wo man sich gerne seinen Träumereien hingibt. . . . Gewöhnlich schlief man da, wusch sich am Morgen und trachtete fortzukommen. Nun denn: diese Nacht schloß man in den sechs Zimmern des Hôtels kein Auge und alle Welt träumte. . . .

Blaues Zimmer.

Es war dasjenige Marie's. Als sie allein geblieben war, schloß sie rasch die Thür und schob auch den Riegel vor; die tiefe Stille, die in dem Hôtel herrschte, jagte ihr Furcht ein.

Dann trat sie ans Fenster und schob die Vorhänge auseinander.

Dicht und trüb strömte noch immer der Regen hernieder; der Blick irrte über flimmernde Laken dahin, die inmitten der Straße, zwischen den Schienen sich immer mehr ausbreiteten, beleuchtet von dem Flackerschein der letzten Laternen. Der Bahnhof war wie ausgestorben.

Für einen Menschen mit frohem Sinn wäre dies ein trauriger Anblick gewesen; für ein melancholisches Gemüth war er geradezu jammervoll.

Marie glaubte an Ahnungen. Alles ließ sich traurig an in dieser ihrer ersten Reise, zu der sie in einer plötzlichen Aufwallung ihres Herzens sich entschlossen hatte.

In verzweifelter Stimmung trat sie von dem Fenster wieder zurück.

Bei dem fahlen Scheine einer rauchenden, zerfließenden Kerze öffnete sie auf dem Nachtkästchen ihre Reise-Handtasche und zählte ihr wenig Geld. Sie besaß sechs Goldstücke und einige Silbermünzen. Damit wird sie nicht weit kommen.

Sie senkte das Köpfchen und abermals rannen heiße Zähren über ihre Wangen.

Was wird sie morgen anfangen?

Soll sie, alle Hoffnung aufgebend, nach Paris zurückkehren? oder soll sie diese unsichere Verfolgung fortsetzen und Didier suchen, wie weit immer er sich auch entfernt haben würde?

Nur ihre Armuth ließ sie schwanken; denn ihr Herz rief laut: ja, geh!

Allein, mit diesen wenigen Louisdors konnte sie nichts unternehmen.

Eine tiefe, schier kindische Entmuthigung bemächtigte sich ihrer völlig. Gewiß: Didier hatte zu rasch nachgegeben, war zu schnell abgereist. Aber sie liebte ihn dennoch und wird stets nur ihn lieben. Didier! . . .

Und indem sie diesen Namen flüsterte, zog ihr ganzes Leben an ihr vorüber, das anfänglich so heiter war und dann sich plötzlich traurig gestaltete.

Sie hatte Didier immer gekannt. So weit ihr junges Gedächtniß auch zurückreichte, sah sie ihn immer an ihrer Seite; zuerst als einen Jungen, der um zwei Jahre älter war als sie, der alle Spiele leitete und alle Ausflüge nach den stillen Dickichten in wohlbekannten Gärten.

Immer war er der Kutscher und sie das Pferd. Ach, in jener glücklichen Zeit lief er hinter ihr einher, und jetzt sie hinter ihm! . . .

Später, als brauner, magerer, bartloser Bursche, träumte er von Schlachten und trieb die furchtsamen Gespielinen zu Paaren.

Sie bewunderte ihn für jedes Wort, für jede Geberde und fügte sich gehorsam seinem gebieterischen Willen.

Ihre beiden Familien wohnten in demselben Hause, einer riesig großen Barake, fast einer Stadt, in dem entlegenen Vororte Levallois-Perret, wo man schon auf dem Lande war. Man wohnte lieber hier, weil der Miethzins leichter zu erschwingen war.

Hier wohnten sie Thür an Thür und so hatten sie einander kennen gelernt.

Ach, jede Erinnerung, selbst eine frohe, ist traurig; denn die Vergangenheit ist der Beginn des Todes.

Mariens Mutter war die Wittve eines Kapitäns, der im deutsch-französischen Kriege geblieben war. Die Wittve Mangin lebte sehr bescheiden von einer lächerlich geringen Pension.

Das Schicksal der Familie Dubois war weniger tragisch; ihre Lage war verhältnißmäßig behaglicher.

Didier's Vater, Herr Dubois, war Beamter im Bürgermeister-Amte zu Levallois und erwarb so viel, als man im Hause brauchte, die Mutter war eine geschickte Schneiderin und brachte auch einiges Geld ins Haus; so fand man anständig das Auskommen.

Diese einfachen Leute hatten allmählig Freundschaft geschlossen; Didier und Marie waren miteinander aufgewachsen, ohne zu ahnen, daß es anderwärts noch glücklichere Menschen geben könnte.

Wenn schon die Kinder leiden sollten, müßte man an Allem verzweifeln . . . Sie haben noch Zeit genug . . .

Natürlich hatten sie nicht blos Fangball, sondern auch „Mann und Frau“ gespielt und glaubten im Grunde ihres Herzens an ihr gemeinsames Geschick.

Allein, als Marie das vierzehnte und Didier das sechszehnte Jahr zurückgelegt hatte, ward es mit ihrer früheren Offenheit stiller und das erste Erröthen auf ihren Wangen verrieth das Erwachen der Seele.

Diese Anfänge des Lebens und der Liebe sind von einem unendlichen Reiz, der umso bestrickender wirkt, als er bald wieder vorübergeht.



Es war eine köstliche Zeit für sie.

Unter den Platanen des Boulevard Bineau machten sie an Sommer-Abenden endlose Spaziergänge und erzählten sich kindische Dinge mit sehr ernster Stimme; und obgleich Marie noch einen langen Zopf und kurze Röcke trug, fühlte Didier sich von einer unbekanntenen Bewegung ergriffen angesichts des sonderbaren und rasch wandelbaren Wesens, welches ein zur Jungfrau erblühendes Mädchen ist.

Marie behielt den hellen Blick ihrer Augen, allein sie fühlte, daß sie eine Neue, Andere wurde. Ein Tag glich nicht mehr dem andern. Sie hörte Stimmen, die sie bisher nicht verstanden hatte; heißer pulsrte das Blut im Herzen des erwachenden Weibes.

Dieses provinziell-trauliche Verhältniß hatte ohne Unterbrechung und Abwechslung Jahre lang gewährt.

Im Winter ersetzten die Plauderabende bei Lampenlichte die sommerlichen Spaziergänge in der vierfachen, schattigen Allee; aber nichts trennte sie. Die beiden Familien sahen mit gleichmüthigem Lächeln diese einfache, ruhige Neigung; die Sache war eben stillschweigend abgemacht.

Dann kam ein Tag, an welchem Alles in Trümmer sank. So lange man arm war, lebte man zufrieden. Doch als Herr Dubois einen Brief von einem Bruder seiner Frau erhielt, einem Herrn Marzif Roquentin, der als Delhändler in Marseille reich geworden, einen Brief, mit welchem er seinen Neffen zu sich berief, den er adoptiren wollte, weil er keine Leibes-

erben hatte: da nahm der kleine Schreiber vom Bürgermeister-Amte plötzlich eine hochfahrende Miene an. So brav er bis jetzt gewesen, ebenso thöricht war er von diesem Tage an.

Er gab seiner „Gemahlin“ zu verstehen, daß Didier, nunmehr reich geworden, nicht länger ein armes Mädchen lieben dürfe und daß man mit der Familie Mangin brechen müsse, je eher desto besser. Seiner „Gemahlin“ leuchtete Dies sofort ein.

Und so lockerten sie allmählig die Bande dieser alten Freundschaft. Sie begannen jetzt leise vor ihren Freundinnen zu reden, die sie früher zu Vertrauten all' ihrer Angelegenheiten gemacht hatten; es gab jetzt in ihrem Verkehr häufig eine verlegende Kühle, ein gelangweiltes Stillschweigen; Mutter und Tochter fühlten sich allmählig fremd, überflüssig, ohne sich die Sache erklären zu können; und bald kam es dahin, daß sie traurig zuhause blieben.

— Du siehst, mein armes Kind, sagte Frau Mangin eines Tages, das Geld verdirbt Alles; unsere Freunde werden reich sein und schämen sich unser schon jetzt. So ist das Leben.

— Nun, das Leben ist häßlich genug, erwiderte Marie. Aber Didier hat sich nicht geändert, wenn er mich zufällig trifft, ist er ebenso betrübt wie ich.

— Didier ist 22 Jahre alt und könnte seinen Willen erklären; aber er gehorcht im Grunde seinen Eltern. Er ist ein guter Sohn, aber schwach als Liebhaber. Du wirst sehen, daß er abreisen wird.

— Er hat mir geschworen, daß er nicht reisen wird.

— Ach, und ich bin überzeugt, daß sie ihm schon den Koffer packen.

Und Das war richtig.

Didier selbst hatte dem Oheim geantwortet, daß er vor Ablauf von zwei Wochen in Marseille sein werde. Aber er liebte Marie und sein Herz schwankte zwischen dieser Liebe und dem Gehorsam für seine Eltern. Darum verschob er unter verschiedenen Vorwänden seine Abreise.

Wenn seine Eltern ihn drängten, versprach er ihnen zu reisen; und wenn er dann auf der Treppe Marie traf, faßte er ihre Hände und schwor zu bleiben.

So floß ein Monat dahin.

Dann kam ein zweiter, dringender Brief und dieser entschied.

Der Onkel Roquentin schrieb, daß er krank, sehr krank sei und keine Kosten scheuen wolle, um einen Pariser Arzt kommen zu lassen. Wenn sein Neffe zu spät kommen würde, so sollten sie die Folgen nur sich selbst zuschreiben, er werde sein Geld guten Freunden, oder auch den Armen hinterlassen.

Es wäre doch das Wenigste, daß man einem reichen Onkel Theilnahme zeige; er begreife nicht, daß Didier nicht auf den ersten Ruf herbeigeieilt sei.

Diesesmal gab es eine heftige Scene in der Familie Dubois und Didier erklärte endgiltig: „Ich werde morgen reisen.“

Marie war ein energisches, entschlossenes Mädchen, das den Kopf nicht leicht verlor. Didier wußte Dies; er wollte die Abschieds-Scenen vermeiden und reiste ab, ohne ihr ein Lebewohl zu sagen. Ihm fiel Dies sehr hart und er war entschlossen, bald zurückzukehren und mit der Erbschaft in der Tasche seinen Willen zu dictiren.

Eines Tages erfuhr Marie durch eine geschwätige Magd die Wahrheit. Didier war wie ein Feigling entflohen.

Marie glaubte, die Flucht habe am Morgen desselben Tages stattgefunden; allein sie verrechnete sich um 24 Stunden.

Ohne lange nachzudenken schrieb sie zwei Zeilen an ihre Mutter, nahm den Inhalt ihrer Sparbüchse an sich und machte sich auf den Weg, um ihrem Geliebten zu folgen.

So war es gekommen, daß sie in dieser trübseligen Nacht sich in der Eisenbahn-Station Mourlac befand; und an Aldies dachte sie in ihrem Hôtel-Zimmer, ziemlich ernüchert jetzt durch die Kälte und die Nacht, durch den Anblick der fremden Gesichter und der fremden Gegenden; — eine Beute der Furcht, Reue und Scham, und dennoch ihren Didier wiedersehen wollend.

Die Stunden gingen dahin; sie ward endlich des Weinens müde, ging zu Bette und schlief ein.

Mit 20 Jahren schläft man immer gut.

In dem grünen Zimmer.

Mit sich allein geblieben begann Saturnin sich mit Vorwürfen zu überhäufen. Er hatte entschieden zu viele Groggs getrunken. Er schänkte sich ein Glas Wasser ein; dann holte er aus einer Reisetasche ein weißes Pulverchen hervor, löste dieses im Wasser und trank es aus.

— So, Das ist gut für den Magen; wenn ich nur am Morgen keine Migraine habe . . . Saturnin, ich erkenne Dich nicht mehr! . . . Gleichviel, die Kleine ist reizend!

Er legte sich zu Bette und breitete seine Kleider über seine Füße. Dann blies er die Kerze aus; aber er blieb im Dunkel mit offenen Augen liegen. Er konnte nicht schlafen und ging sehr ernstlich mit seinem physischen und seinem moralischen Ich zu Rathe. Er hatte einen schweren Kopf, eine ausgetrocknete Kehle, eine belegte Zunge. Wo blieb die Hygiene? Durch solche Excesse im Genießen kürzt man sein Leben ab. Der Mensch ist ein Ungeheuer, fürwahr!

Er kannte das Uebel und lief vor demselben einher. Und nun verfolgte ihn auch noch Mariens Bild bis in seine Fieberträume!

Alles drehte sich im Kreise um ihn herum . . . Er träumte, daß er mit Marie allein, in einem gebrechlichen Schifflein, auf stürmischer See dahinfahre. Welches Schwanken, welches Schütteln und Stoßen! wie der Wind heulte!

Im Schweiß gebadet erwachte er plötzlich.

— Teufel! es wird nicht gut sein zu schlafen. Die Gefahr ist da; man muß ihr die Stirne bieten!

Er setzte sich erregt in seinem Bette auf und hielt sich zum zweiten Male eine ernste Strafpredigt.

— Geh, Thor, in Deinem Alter! Dich betrinken, wie ein Student im ersten Jahrgang . . . Ich bin sehr krank.



Das Alkohol wirkt verheerend, besonders bei jungfräulichen Naturen . . . Denn ich bin eine jungfräuliche Natur . . .

Ich werde Marie folgen bis ans Ende der Welt . . . Ich werde sie hegen und pflegen, besser als mich selbst . . . was ja gar nicht schwer ist . . . denn ich bin ja heute in einem Zustande! . . .

— Oh, Marie!

Entschieden: sein Herz war in jeder Hinsicht angegriffen! Im gelben Zimmer.

Mit schwerfälligen Schritten kam Theodor auf seine Stube, schloß sich ein und warf sich auf das Bett, welches ein beängstigendes Krachen vernehmen ließ.

Der Spießbürger zog seine Stiefel aus und entkleidete sich züchtig; dann, als er in Unterhosen war, setzte er sich auf seinem Lager auf und begann mit sich selbst zu reden.

— Wenn meine Magd mich sähe, mich gesehen hätte, wie ich vor diesem Mädchen den Zärtlichen machte! . . .

Aber ich bin doch frei und niemals hat eine Frau mir gefallen.

Ich bin reich, sehr reich . . . und sie ist arm, sehr arm . . .

Existirt er überhaupt, dieser Didier? Das Ganze ist vielleicht nur Schwindel! Aber nein, sie sieht nicht wie eine Betrügerin aus. Einem alten Affen meines Schlags wird man doch keine Grimassen vormachen wollen . . .

Dieser Didier ist mir entschieden unangenehm.

Ich würde die Kleine heirathen, wenn sie es verlangte . . .

Sie hat ein entschlossenes Gesicht, schwarze, furchtbare Augenbrauen . . . sie würde meine Magd an die Luft setzen . . . Auch ist sie sehr einfachen Wesens, ohne Sinn für den Luxus . . . Ich werde sie heirathen. Ich bin ja noch fest in den Fugen und so viel werth, wie dieser Didier . . .

Plötzlich schloß er die Augen und schlief ein. Als bald schmetterte sein Schnarchen durch das Zimmer.

Im indigofarbenen Zimmer.

Der Dichter Florimond öffnete angelweit das Fenster; der Wind blies die Kerze aus.



— Elemente! schrie er, ihr werdet mich nicht besiegen!

Er schloß das Fenster, zündete seine Kerze wieder an, und nahm eine heroische Pose an, wie Ajax, der den Göttern Troß bietet.

Dann löste er seine Halsbinde und rief aus:

— Die Begeisterung droht mich zu ersticken . . . Marie, Marie, Marie! Oh, Muse! Schlafe, ruhe, göttliches Kind!

Ich will Dich besingen, in Versen, die Deiner würdig sind! . . . Petrarca, ich verachte Dich! Oh, Marie!

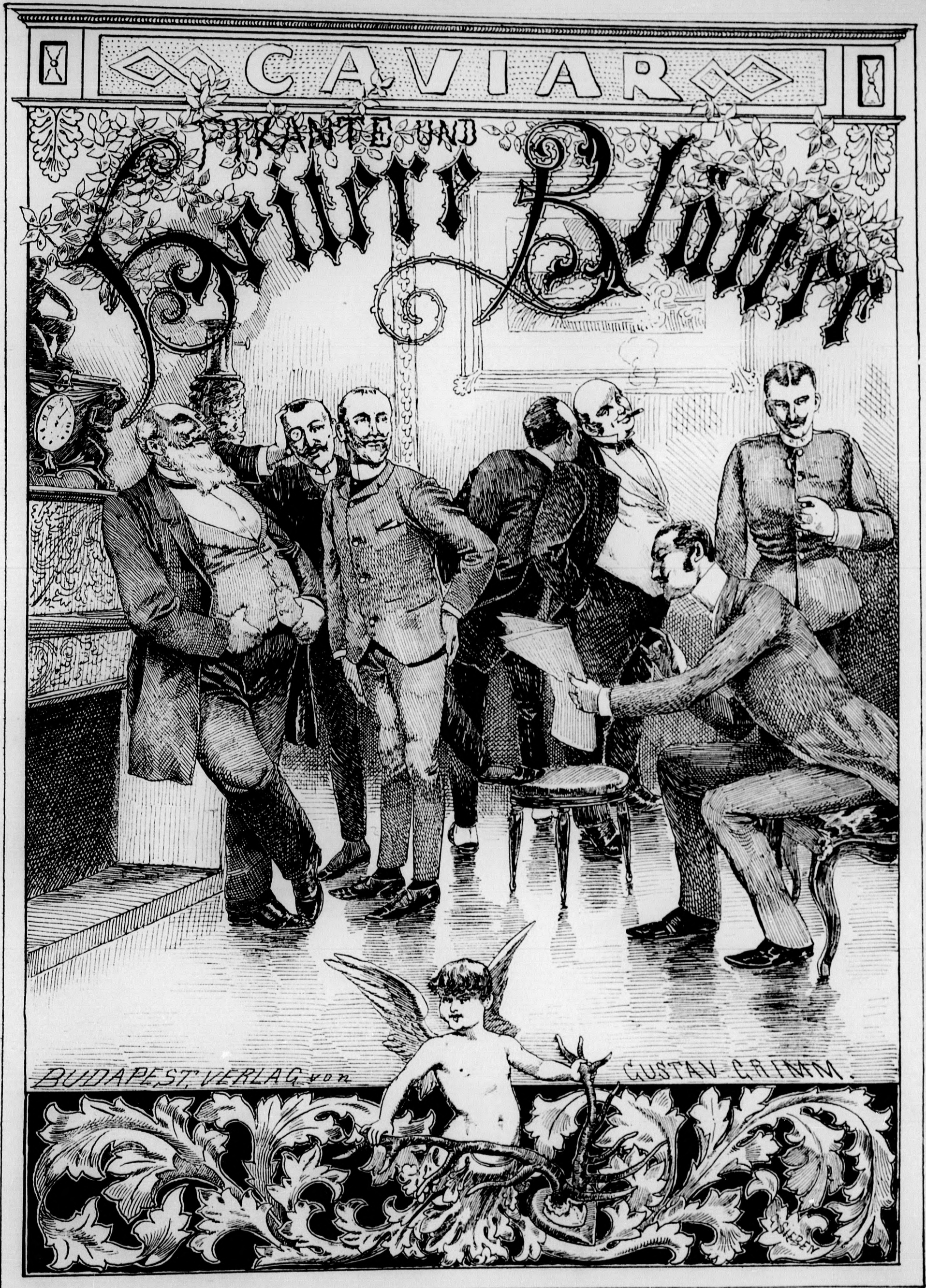
(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Redaktion und Verlag: Budapest, Grenadiergasse 8.

Verlag von Gustav Grimm in Budapest.

Druck von F. Buchmann Budapest, Kronprinzgasse 8, Parisch-Bazar.



Er scheint in 18 Heften. — Subscriptionspreis für das Heft 50 kr. ö. W. (in Oesterreich-Ungarn) = 90 Pf. (in Deutschland).
Für alle anderen Ländern erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portoschlag.

Im Verlage von
Gustav Grimm in Budapest

sind nachstehende Romane erschienen
 und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Descaves, Lucien. Unteroffiziere („Sous-Offs“)	1 fl. 80 = 3 Mark
Garborg, Arne. Aus der Männerwelt	1 fl. 20 = 2 Mark
Krogh, Chr. Albertine	1 fl. 20 = 2 Mark
Maupassant, Guy de. Mont-Oriol	60 kr. = 1 Mark
Mendès, Catulle. Zohar	60 kr. = 1 Mark
Mendès, Catulle. Die erste Geliebte	60 kr. = 1 Mark
Mendès, Catulle. Der nackte Mann	60 kr. = 1 Mark
Strindberg, August. Das rothe Zimmer	2 fl. 40 = 4 Mark
Strindberg, August. Die Verheiratheten	1 fl. 20 = 2 Mark
Zola, Emile. Mutter Erde, 2. Auflage in 1 Band	1 fl. 80 = 3 Mark
Zola, Emile. Nana, 2 Bände	1 fl. 80 = 3 Mark
Zola, Emile. Der häusliche Herd, 2 Bände	3 fl. — = 5 Mark
Zola, Emile. Paradies der Damen	1 fl. 80 = 3 Mark
Zola, Emile. Das Geständniß eines Jünglings	1 fl. 20 = 2 Mark
Zola, Emile. Therese Raquin	1 fl. 20 = 2 Mark
Zola, Emile. Die Sünde des Priesters	1 fl. 20 = 2 Mark
Zola, Emile. Der Wunsch einer Verstorbenen	1 fl. 20 = 2 Mark
Zola, Emile. Der Todtschläger	1 fl. 50 = 2 M. 50
Zola, Emile. Renata oder die Jagd nach dem Glücke	1 fl. 50 = 2 M. 50
Zola, Emile. Die Lebensfreude	1 fl. 50 = 2 M. 50
Zola, Emile. Madelaine Férat	1 fl. 50 = 2 M. 50
Zola, Emile. Se. Exc. Eugen Rougon	1 fl. 50 = 2 M. 50
Zola, Emile. Die Eroberung von Plassans	1 fl. 50 = 2 M. 50
Zola, Emile. Die Geheimnisse von Marseille	2 fl. 40 = 4 Mark
Zola, Emile. Liebesblätter	1 fl. 20 = 2 Mark
Zola, Emile. Der Bandh von Paris	1 fl. 20 = 2 Mark
Zola, Emile. Das Glück der Familie Rougon	1 fl. 20 = 2 Mark
Zola, Emile. Die Bestie im Menschen	3 fl. — = 5 Mark



Die ersten fünf complete Jahrgänge des „**Caviar**“
 1886, 1887, 1888, 1889, 1890 sind noch zum Preise
 von je 8 fl. ö. W. = 14 Mark, — hochlegant gebunden
 je 9 fl. 50 kr. ö. W. = 16 Mark 50 Pf. zu beziehen.

